

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 10.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Hefen;
vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 14. Mai 1893.

Große Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 4 1/2 M.

XX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Junge Liebe.

Novelle von A. Trinius.

(Schluß.)

Am anderen Abend stand schon vor der angegebenen Stunde Franz Gabler am Grenzflein im Schatten des Waldes. Es war bereits dunkel; denn der Herbst war längst angebrochen. Abgemäht, müde und sonnengebleicht lagen Felder und Wiesen; die Buchenwälder leuchteten in Gelb und Purpur und auf den Bergmatten führte die blaßröthliche Zeitlose das Wort. Es war ein frischer Abend. Wenn der Wind über die Höhen pffiff, dann schauerte wohl der einsam der Geliebten Harrende unwillkürlich zusammen. Nachmittags hatte sich auf der Straße nach Frankenstein, wo heute Kirchweihfest begangen wurde, ein reges Treiben entfaltet. Jetzt aber lag sie still und menschenleer. Die Alten und Kinder hatten den Heimweg längst wieder angetreten, das junge Volk dagegen war vor dem nächsten Tagesanbruch kaum zurückzuerwarten.

Die Kirchturm-Uhr in Wernersroda hatte eben die siebente Stunde angeschlagen, als Franz Gabler eine eilende Mädchengestalt die Straße heraufkommen sah. Eine Minute später hing Thilde an seinem Hals und bedeckte seinen Mund mit verzehrenden Küßen.

„Endlich — endlich!“ flüsterte er.

„Ja, endlich, Franz!“ Und sie lehnte zitternd und müde ihr Haupt an seine Brust.

„Wo warst Du so lange? Warum kamst Du nicht?“

„Jetzt nichts davon!“ sprach sie leise. „Nur ein paar Augenblicke noch laß mich so ruhen. Ach, ich bin so müde, Franz!“ Still blieb sie an ihn gelehnt liegen. Er hielt sie stumm in seinen Armen und drückte die Lippen in ihr volles Haar. Es war so still um sie, daß sie fast meinten die Herzen schlagen zu hören. Endlich löste sie sich sacht aus seiner Umarmung.

„Franz!“ begann sie, und ihre sanfte Stimme bebte merklich. „Franz, ich habe Dir Etwas zu sagen. Aber versprich mir, ruhig dabei zu bleiben. Du siehst, ich bin es auch.“

„Du erschreckst mich, Thilde!“

„Wir wollen dankbar sein für das Glück, das wir in unserer jungen Liebe fanden. Einmal mußte es ja doch so kommen, wie es nun gekommen ist. Franz!“ Sie schrie auf und zog sein Gesicht dicht vor das ihrige. „Laß mich Dich noch einmal ansehen. Bald ist's ja vorbei, und ich sehe Dich nicht mehr.“

„Thilde!“ Er fuhr zurück.

Sie nickte traurig und langsam.

„So ist's, Franz! Gräme Dich nicht deshalb. Dir steht die Welt und die Zukunft offen. In ein paar Jahren ist Deine Thilde für Dich dann eine Todte. Alle Wunden heilen, sagt ja immer unser guter Pfarrer, wenn er droben am Gottesacker einem von uns das letzte Wort nachruft, alle Wunden, Franz, und auch alle Schmerzen. Ich sah es längst voraus und darum hatte ich Dich doppelt und heiß geliebt. Ich klammerte mich an Dich — aber nun reißt man mich doch los von Dir, und Du und ich müssen zusehen und dulden, wenn uns auch dabei das Herz mit zerreißt. Franz! Mein Vater hat mich Dem versprochen, den ich verachte und hasse wie die Sünde. Ich will Dir nicht erzählen, was ich seitdem daheim erduldet. Allem Zureden setzte ich meinen Willen entgegen, allem Zorn und Drohen begegnete ich mit Standhaftigkeit. Auf den Knien habe ich Gott gebeten, Tag und Nacht, er solle Dich mir erhalten oder mich sterben lassen. Du siehst, ich lebe noch, wie wild auch der Schmerz in meiner Brust zuweilen wühlt. Ich hoffe immer noch von Tag zu Tag, und dieses Hoffen war bisher mein Stern, wenn mein Leben in Nacht und Dunkel vor mir zu versinken schien.“

Nun habe ich keine Kräfte mehr. Mein Vater hat mich geschlagen, mißhandelt, um unserer Liebe willen!“
„Thilde!“ Es klang wie ein Schmerzensschrei.
„Es ist so, Franz!“ sprach sie dumpf. „Die Hand durfte ich nicht gegen den Vater erheben — und ich war

auch schon zu schwach dazu. Kummer, Nachtwachen und Schmerzen haben mich gebrochen. Und nun ist's aus, Franz!“

„Nicht aus — nicht aus, Thilde! Das darf nicht sein!“



Sonntagsruhe. Nach dem Bilde von Hans Pöck. — Siehe Seite 80.

Photographie-Berlag von Franz Hanfstaengl, A.-G., München.

Sie schweig einen Augenblick. Dann sah sie ihn tieftraurig an und sprach:

„Und was willst Du dagegen thun? Sag's mir doch!“

Er zuckte zusammen. Dann wandte er sich halb ab. Thränen rannen sacht über sein Gesicht. Aber kein Laut kam über seine Lippen. Still ergriff sie endlich seine matt niederhängende Hand und drückte sie warm und innig.

„Ich wußte dies von Anfang an, Franz!“ sagte sie leise. „Alles war ein schöner Traum! Du hattest Deine Thilde lieb, aufrichtig und innig, aber Du hast dabei niemals an die Zukunft gedacht. Und nun die Wirklichkeit ihr Recht fordert, siehst Du wie vor einem Abgrunde. Du siehst mich niedergleiten, aber Dein Arm ist nicht stark genug, mich zu retten. Schüttle nicht den Kopf. Ich klage Dich nicht an. Was sollst Du auch jetzt mit mir machen!? Und warten kann Deine Thilde nicht mehr. Wir waren glückliche, thörichte Kinder. Wir haben mit Feuer gespielt, das uns nun aufzuzehren droht. Wenigstens mich!“ sagte sie leise hinzu.

„Thilde!“ Er schrie es fast heraus und sank erschüttert vor ihr nieder. Er umschlang ihre Hüften und barg sein glühendes Haupt in ihrem Schoße. „Thilde! Du zerfleischest mir das Herz! Du machst mich elend und verächtlich vor mir selbst! Vielleicht findet sich doch noch ein Ausweg. Wir sind ja jung noch alle Beide. Nur warten — warten! Was soll ich jetzt thun — jetzt? Noch ein paar Jahre, dann kann ja Alles gut werden, Alles, Thilde!“

Sie schüttelte traurig den Kopf.

„Ich klage Dich nicht an, denn ich sah ja Alles voraus. Aber ich hoffe auch nichts von der Zukunft. Du täuschst Dich selbst, Franz! Deine Thilde könnte doch nie Deine Frau werden. Was für Augen würden die Deinen, Deine Freunde machen, wenn Du mit dem Bauernmädchen vor sie hintreten wolltest? Wir denken weiter wie Ihr und fühlen tiefer und schneller. Und selbst wenn Du's thun wolltest, und ich könnte warten, so würde ich's nicht thun. Ich, Franz! Hörst Du? Jeden Tag würde sich mein Stolz aufbäumen bei dem Gedanken, nur geduldet bei den Deinen zu sein. Und ein einziges Mal in Deinem lieben Gesichte das Gefühl der Verlegenheit über mich zu lesen, — das — das hielt ich nicht aus. Nicht eine einzige Stunde! Alles dies hab' ich mir schon früher gesagt, aber ich fand nicht mehr die Kraft und den Muth, mich von Dir loszureißen. Deine Liebe war mir Lebensluft, Trost — die einzige Freude noch. Nun ist Alles aus. Sieh her!“ Sie schlug das weite Tuch zurück, das ihre Gestalt bisher verhüllt hatte. „Erkennst Du das Kleid? In diesem Kleide tanzte ich zum ersten Male mit Dir zusammen, nun will ich es heute zum letzten Male mit Dir thun. Noch einmal wollen wir glücklich sein — noch einmal, Franz, ehe wir für immer auseinandergehen.“ Sie lächelte matt, dann sank sie plötzlich wie gebrochen, unter Schluchzen und hervorstürzenden Thränenstrom, an seine Brust.

„Thilde — Thilde! Vergieb mir! Was soll ich thun?!“

Die Thränen Beider vermischten sich. Lange standen sie so, Minuten unendlichen Jammers und herzbrechenden Leidens.

Thilde faßte sich zuerst. Sie trocknete die Augen und versuchte wieder zu lächeln. „Sei gut, Franz,“ bat sie. „Ich bin ja noch einmal gekommen, mit Dir mich meiner Jugend zu freuen. Die Zeit vergeht. Komm', wir wollen hinüber nach Frankenstein. Ich sehne mich wie nie, noch einmal zu tanzen. Aber nur mit Dir heute, Franz. Und so lange als möglich! Dann tanzt Deine Thilde nicht mehr.“

Sie fuhr sich mit der Hand gegen die Brust.

„Du hast wieder Schmerzen, Thilde! Vielleicht solltest Du lieber nicht tanzen?“

„Laß mich, Franz! Nur heute — nur heute noch einmal.“ Sie hängte sich in seinen Arm und so schritten sie die Straße bergauf nach Frankenstein, durchwandelten die Dorfstraße, bis sie vor der hellerleuchteten Schenke standen. Franz Gabler blickte zuerst durch die Scheiben.

„Thilde,“ sagte er, „halb Wernersroda sitzt drinnen. Wird's Dir nicht daheim neue Vorwürfe einbringen, wenn man erfährt, daß Du mich allen Anderen vorzuzogen?“

„Heut' ist mir Alles gleich, und wenn mein eigener Vater drinnen wäre. Es ist mein letzter Wunsch für dieses Leben. Wer will mir diesen streitig machen?“ Sie zog ihn die Steinstufen zum Hausflur hinan und drängte ihn zum Eingang des dichtgefüllten Tanzsaales. Ihr Tuch hatte sie bereits abgelegt und hielt es nun in der Hand. Jetzt erst, beim Schein der Lampen, konnte der Provisor die Geliebte genau betrachten. Ein paar weiße Rosen zierten ihre Brust. Noch blasser aber, als dieser duftende Schmuck erschien heute das

Antlitz des Mädchens, in dessen Augen ein glühendes Feuer brannte, als die Musikanten auf der mit Nistengezweig umschlungenen Tribüne das Vorspiel eines Walzers ertönen ließen. Im Nu hatte Thilde das Tuch einer am Eingang sitzenden Freundin zugeworfen. Selig und leicht wiegte sie sich in den Hüften, im nächsten Augenblicke schon schwebte sie mit dem geliebten Manne durch den Saal hin.

„Wir müssen die Zeit ausnützen, Franz!“ flüsterte sie. „Thilde, die Thilde! Seht doch! Und wie sie heute tanzt! Ein schönes Paar! Aber wie blaß sie in seinen Armen hängt!“ So ging's plötzlich von Mund zu Munde. Erstaunen, Bewunderung und Mitleid prägte sich auf den Gesichtern der im Saale Anwesenden aus. Ein paar Tacte lang tanzten Beide ganz allein. Erst dann schien sich die Tanzgesellschaft von ihrer Ueberraschung zu erholen, um nun sich dem Paare zuzugesellen.

Als Franz Gabler einmal auf seine Tänzerin niederblickte, sah er ihre Augen dankbar zu ihm aufgerichtet. Ihre Wangen färbte ein zartes Roth.

„Wie glücklich machst Du Deine Thilde!“ flüsterte sie. „O, wer so forttanzen könnte sein ganzes Leben lang!“ Sie drängte sich für einen Augenblick zärtlicher, enger an ihn heran, und ein warmes, vertrauensvolles Liebeswort traf selig sein Ohr, während ihr süßer Athem ihn wunderbar erschauern ließ. Dann schien plötzlich eine verstärkte Kraft über sie zu kommen. Hingebend an seine Brust geschmiegt, riß sie ihn stürmisch mitten hinein in die wirbelnden Paare. Ihre Füße schienen kaum noch den Boden zu berühren, während sie sich mit jetzt halb geschlossenen Augen nach den bestreidenden Walzerklängen, halb der Gegenwart entrückt, wiegte. Dann dachte dem jungen Mann, zuweilen als müßten Flügel der lieben, rührenden Gestalt ent wachsen, daß sie wie ein lichter, weißer Engel immer höher und höher aufstiege, durch Wolken und Aether bis in den Himmel. Da faßte auch ihn ein seltsamer Taumel, und wie er bisher noch immer der etwas zurückhaltende, zögernde Theil gewesen, so umschlang er jetzt noch fester ihren Leib und riß sie in feurigem Aufwallen aller Sinne, wie berauscht mit sich fort.

Und es entging ihr nicht. Ihr Mund streifte leicht küßend seine Wange und dann hauchte sie ihm bebend zu:

„Dank, Dank, Franz! Tanzen ist schön, so schön!“

Minuten verrannen. Dann klang die Musik aus. Der Apotheker hatte Thilde nach der rings um den Saal laufenden Wandbank geführt. Da sank sie erschöpft nieder. Aber ihre Augen leuchteten dankbar zu ihm auf, der vor ihr stand und mit stummer Liebe ihr in's erhitzte Antlitz schaute. Nun drückte sie ihm die Hand, indem sie ihm bittend zuflüsterte:

„Hol' mir mein Tuch von da drüben, bitte, Franz!“ Und als er ihren Wunsch erfüllt hatte, erhob sie sich plötzlich und sagte:

„Komm, wir wollen draußen einen Augenblick Athem schöpfen. Die dicke Luft hier benimmt mir den Kopf!“

Er wollte noch abwehren, doch sie schnitt ihm jede Erwiderung ab, indem sie ihren Arm in den seinen legte und ihn so mit zum Ausgang zog. Sie mußte heute eine besondere Macht auf ihn ausüben, denn willenlos ließ er sich von ihr geleiten.

Am Ausgang des Saales staute sich die Menge. Während neues Volk hereinströmte, drängte ein Theil der im Saal befindlichen Burschen und Mädchen zum Vorflur, an dem rechts ein Raum angrenzte, wo der Schenktisch aufgeschlagen war und die vom Tanze erhitzten Paare wie auch älteres Volk sich an frischschäumendem Biere kräftig erquideten. Das Klappen der Deckelgläser, Stimmengewirr und Stuhl-rücken drang im wirren Durcheinander an das Ohr. Franz Gabler sah die Geliebte fragend an. Sie verstand ihn.

„Nicht hier hinein — hinaus! Ich muß frische Luft haben.“ Sie zog das Tuch fester um ihre Schultern und lenkte der Hausthüre zu.

In diesem Augenblicke stürmte wieder von der Straße her ein neuer Trupp tanzlustiger Menschenkinder herein. Noch ehe Thilde sich dessen recht bewußt wurde, sah sie sich plötzlich von der Seite ihres Begleiters getrennt. Zugleich aber vernahm sie eine laute, ihr wohl bekannte Stimme, welche den „Herrn Provisor“ lebhaft begrüßte. Als sie sich nun unter der Hausthüre umwandte, sah sie, wie der alte Oberförster vertraulich-liebenswürdig dem Geliebten auf die Schulter klopfte und dann vorwurfsvoll mit dem auf-gereckten Zeigefinger der rechten Hand ihm drohte.

„Ich lasse mir nichts vorlunkern, mein lieber Herr Provisor! Sie grollen uns und gehen andere Wege. Ei, ei!“

„Herr Oberförster, ich versichere Sie — —“

„Schon gut, schon gut! Kenne das! Wir nennen's Jägerlatein!“ — —

Thilde stand draußen vor der Thüre. Da sich aber auch hier ein Haufen junges Volk, darunter auch Kinder, angesammelt hatten, so überschritt sie die Straße und blieb erst wieder stehen, als sie gegenüber unter den Weiden hielt, die den vorüberfließenden Gebirgsbach begrenzen. Die scharfe, erste Mondichel strahlte am Himmel, dessen klare Sternenpracht eine kühle Herbstesnacht verkündete. Ein Frösteln überlief Thilde. Sie machte ein paar Schritte auf und nieder, blickte nach der Thüre der Dorfschenke, und als sie des Geliebten noch immer nicht ansichtig ward, wandte sie sich halb um und ließ ihre Augen über den vom Mondenschein und der großen Laterne der Schenke matt erhellten Bach schweifen, dessen Steingeröll hier und da aus dem Dämmerneben phantastisch hervorragte.

Vielleicht dreißig Schritte vor ihr schwang sich ein leichter, nur einseitig mit einem Geländer versehener Holzsteig über das plätschernde und heimlich gurgelnde Bergwasser. Da lösten sich aus der Gruppe Volkes vor der Schenktüre zwei Kinder-Gestalten los, die ihren raschen Lauf auf die Brücke zu nahmen. War es kindliches Spiel oder die Folge eines kleinen Zwistes: die kleinere Gestalt, ein Mädchen, stürmte im Fluge voran, mit drohenden Worten von einem ungefähr zwölf-jährigen Knaben verfolgt. Die Kleine hatte soeben die Mitte der Brücke erreicht, als sie sich noch einmal nach ihrem Verfolger umwandte. Da sie ihn aber dicht hinter sich erblickte, zögerte sie einen Augenblick und machte dann kehrt, weiter zu eilen. In diesem Augenblicke schien sie zu straucheln, ein gellender Schrei erfolgte, und dann glitt die kleine Gestalt seitwärts hinab in das Wasser. Erschrocken hielt der Knabe inne, aber die Aufregung schien ihm völlig die Fassung und den Gebrauch seiner Stimme geraubt zu haben.

Nun drang ein zweiter Schrei, noch wehevoller, an das Ohr Thildes. Aber die inzwischen wieder angefangene Tanzmusik, der Lärm der Gruppen, verschlang auch ihn. Noch einen Herzschlag lang zauderte Thilde. Sie blickte nach der Thüre, dann rief sie laut um Hilfe und stürzte zur Brücke, von wo sie hinab in die aufspritzende Fluth sprang und das Kind erfaßte, das sich bisher noch angstvoll um einen Holzpfehl geklammert hatte, nun aber in ersterbender Kraft ihn losließ.

Das Wasser war nicht tief, aber wie alle Bergbäche reizend und von eisiger Kälte. Das Kind mit der einen Hand fest an ihren Leib pressend, mit der anderen sich an den Pfehl haltend, so harrte Thilde ein paar Minuten lang im heftig um ihre Kniee strudelnden Wasser, dessen Wellen wie gierig nach dem ihm entzogenen Opfer hinaufleckten. Ihr Hülfeschrei war bis in den Vorraum gedrungen, und jetzt sah sie auch mitten durch die noch unsicher umherschauende Menge den Geliebten sich Bahn brechen.

„Hierher, Franz! An die Brücke!“

Im nächsten Augenblicke stand der junge Apotheker vor ihr.

„Erst das Kind!“ bat sie.

Er entnahm es ihrem Arm und gab es einer ihm zunächst stehenden Frau. Dann half er Thilde aus dem Wasser, unterstützt von mehreren Männern.

„Thilde, was hast Du gemacht?“ stieß er endlich hervor.

„Das Kind wär' ertrunken — und da Niemand kam — so mußte ich — —“ sie schüttelte sich und dann lag sie wie leblos in seinen Armen.

„Thilde!“ schrie er auf.

Sie öffnete noch einmal die Augen.

„Es ist nichts — nichts. Mich friert nur — wie kalt — wie kalt!“

Da nahm er sie auf seine Arme und trug sie mitten durch die achtungsvoll und erschreckt zurückweichende Menge hinein in das Haus, in die Wohnstube der Wirthin, die voll mütterlicher Besorgniß ihm dienend zur Hand ging. Auf dem buntgeblümten Kanapee legte er die blasse, stille Geliebte nieder. Decken wurden über sie gebreitet, man rieb ihr Schläfe und Stirn und stößte der Ohnmächtigen einen warmen Trank ein. In der halb offenen Thüre drängten sich ihre Jugend-Gespinnnen zusammen.

„Sie ist todt!“ jammerten die Mädchen. Die Wirthin aber gebot ihnen Schweigen und schloß dann die Thüre.

Endlich schien Thilde wieder zu erwachen, ihre weißen Hände tasteten in der Luft umher, dann flüsterten die Lippen fast unhörbar:

„Franz!“

Ein gepreßter Schmerzenslaut durchdrang den Raum. Der Provisor war am Lager niedergebniert.

„Thilde!“ Er faßte ihre Hand, die müde herabhing. Er bog sich über sie und küßte sie auf Stirn und Augen. „Thilde! Ich bin da — bin bei Dir — ich will Dich nie mehr verlassen — nie mehr! Alles wird noch gut — glaube mir's!“

Ein schwaches Lächeln flog wie letzter, veripäteter Sonnenglanz über ihr Antlitz.

„Habe Dank, Franz, für Deine Liebe! Sie hat mich glücklich gemacht — sehr glücklich — — sehr — —“

Mühevoll öffnete sie noch einmal die Augen und blickte ihn tief und treu an.

„Küsse mich noch einmal — — so — — so — —“

Ein schwacher Händedruck, dann senkten sich die Lider wieder herab, und sie fiel in Schlaf und Bewußtlosigkeit zurück.

Die Wirthin sah Franz Gabler traurig fragend an. Sie schien bei ihm Rath zu suchen, was hier zu thun sei. Einen Augenblick nur stand der junge Apotheker zusehend und suchend da, dann sagte er leise: „So muß es gehen!“ und eilte hinaus auf den Flur, von wo er gleich darauf mit dem Oberförster zurückkehrte. Nun wendete er sich an die Wirthin.

„Herr Oberförster will die Güte haben, die Kranke in seinem Jagdwägelin nach Hause zu fahren. Um nicht noch weiteres Aufsehen zu erwecken, wollen wir sie durch die Hintertüre hinaus in den auf dem Hofe wartenden Wagen tragen. Sie leihen uns freundlich einige Decken — vielleicht geben Sie auch ein Mädchen zur Begleitung mit.“ Er hastete dies Alles kurz heraus. Doch seine Stimme klang traurig und müde. Wenige Minuten später lag Thilde in dem Jagdwägelin des Oberförsters, der es übernommen hatte, sie selbst nach Hause zu fahren. Zwei ihrer Freundinnen hatten sich sofort erboten, die Kranke zu begleiten. Um nicht daheim Aergerniß zu erregen und Anlaß zu mißliebigen Deutungen zu geben, war Franz Gabler nicht mit eingestiegen, sondern folgte, so rasch er es vermochte, dem Wagen, der vor ihm her durch Mondglanz und Sternensimmer die Straße nach Bernersroda hinabrollte, bald aber doch seinen Blicken entschwand.

Als der junge Apotheker endlich die Dorfstraße erreicht hatte, sah er den Jagdwagen des Oberförsters noch vor der Thüre der Wohnung der Geliebten halten. Hinter den von zusammengezogenen Vorhängen verhüllten Fenster Scheiben erblickte er im Scheine der Lampen menschliche Schatten unsicher und rasch durcheinander gleiten. Er wollte eben in die zur Apotheke führende Seitengasse einklinken, als die Hausthüre sich öffnete und eine Männergestalt die Stufen hinabschritt. Franz Gabler hatte sie sofort erkannt. Es war der Doctor des Ortes. Nun stand er neben ihm.

„Wie steht's, Herr Doctor? Wie geht's der Thilde?“

„Ah, Herr Provisor! Ersparen mir den Weg zur Apotheke, den ich auf mich genommen hatte, da drinnen Alles den Kopf verloren hat. Hier, das Recept! So — die Thilde?! Wenig Hoffnung, wenig Hoffnung! Ein starkes Nervenfieber kündigt sich an, und da sie körperlich keine Heldin ist, so fürchte ich das Schlimmste. Kommen Sie doch heute Abend zum Schoppen! Haben sich lange nicht sehen lassen. He?“

„Also keine Hoffnung?“

„Wenig — wenig, lieber Herr Provisor! Jugend hat keine Tugend, und so ein hübscher Zug es bleibt, daß sie das Kind retten wollte, es war unklug und geht ihr nun an den eigenen Krügen. Na, auf Wiedersehen hernach! Vielleicht machen Sie die Arznei gleich selbst. Man will doch wenigstens seine Schuldigkeit thun. Guten Abend!“ Der Doctor empfahl sich und lehrte zum Wirthshaus zurück, wo die Tafelrunde im Herren-Stübchen, dessen Pforten nur Sonntags sich öffneten, seiner neugierig harrete.

Keine Hoffnung mehr? Keine mehr! Im Buche des Lebens war ein Name gestrichen. Mathilde Weidner erwachte nicht wieder. Zwischen Leben und Tod legte sich eine lange, bange Zeit des stillen Träumens und der wildesten Fieber-Phantasien. Wochenlang währte dieser Zustand. Und endlich blieb die grimmige Krankheit Siegerin über den mehr und mehr vom Kampfe erschöpften Körper. Eines Abends, dichter Schnee rieselte lautlos in die schmalen Gassen des Waldnestes nieder, stand das arme, gequälte Herz für immer still. Erschüttert hatte Franz Gabler die Botschaft empfangen. Der traurige Ausgang konnte ihn nicht mehr überraschen, und doch, als es nun endlich Wahrheit geworden war, was er seit jenem Sonntage in Jammer und Schmerz immer deutlicher und bewußter vorausgesehen hatte, da meinte er, die Sonne sei ihm für immer untergegangen.

Die Tage vor der Beerdigung wandelten das Trauerhaus in einen Wallfahrtsort um. Ein Jeder wollte noch einmal die blasse, liebe Thilde sehen, an deren Schönheit der Tod nicht gerührt hatte. Liebtlich wie ein Engel des Friedens lag sie unter Blumen und Blättern in der großen Stube aufgebahrt. Ihre Augen waren freilich geschlossen, und doch schimmerte es wie Lächeln und stilles, heimliches Glück in ihrem milden, weichen Antlitz.

Am Sonnabend Abend, es dämmerte bereits und

nur über den Höhen im Westen funkelte noch ein langgestreckter Gluthstreifen, da schritt Franz Gabler still dem Trauerhause zu. Er trug keinen Kranz, nur einen Büschel hellrother Rosen in der Hand. Die Schwester Thildes schien ihn schon erwartet zu haben. Als er sprechen wollte, da legte sie bedeutsam einen Finger auf die Lippen und deutete dann nach hinten. Dann aber öffnete sie eine Thüre zur Rechten und schritt dem Besucher langsam voran. Ein starker Duft von Blüten und Gezweig schlug ihm entgegen.

„Hier ist unsere Thilde,“ sagte das Mädchen leise, und Thränen rannen über ihr Gesicht. Sie reichte dem jungen Mann die Hand. „Ich wußte um Thildes Glück!“ flüsterte sie. „Es ist ihr Trost gewesen alle Zeit, seitdem sie so elend gemacht worden ist. Nun hat sie Frieden gefunden — die arme, gute Schwester.“ Sie wandte sich ab und ließ Franz Gabler allein mit der Todten.

Erst und gefaßt schaute derselbe lange mit gefalteten Händen in die himmlisch verklärten Züge der Geliebten. Nun näherte er sich dem Todtenlager. Mit zitternder Hand legte er das Büschel Rosen in ihren Schoß und bog sich dann tief über das liebe, nun so stille Gesicht.

„Thilde!“ jammerte er herzbewegt, „nimm mich mit!“ Und dann brach er schluchzend an der Bahre zusammen. — — —

„Lieber Freund!“

Nach fünf Jahren, so schrieb ich scherzend, wollte ich Dir wieder ein Lebenszeichen geben, und nun sind kaum mehr denn fünf Monate verflossen und wieder suchst Du ein Brief auf. Aber er klingt diesmal ernsthafter. Ich habe in meinem vorigen Briefe unwissentlich falsch berichtet. Es giebt hier doch blonde Schönheiten, und eine davon habe ich geliebt, mehr wie mein ganzes, armes, verfehltes Leben. Wie es gekommen ist, weiß ich nicht. Aber es war meine erste aufrichtige Liebe und wird's nun bleiben. Thilde, so hieß sie, war schön, treu, geschickt und muthig. Nun ist sie todt. Sie war von Haus aus körperlich wohl immer nur ein empfindsames zartes Geschöpf, jedenfalls aber haben Aufregungen, Gram und Anstrengung mit dazu beigetragen, ihre Lebenskräfte rascher aufzuzehren. Erhielt vom Tanze — und sie tanzte so schön! — sprang sie, ein Kind zu retten, in den Bach, zog sich ein starkes Nervenfieber zu, von dem sie sich nicht wieder erholte, und hauchte nach ein paar Wochen ihre Seele aus. Vielleicht hat der Tod sie milde von einem Leben und einer Zukunft voll Qualen und Glend erlöst. Wer will in die Zukunft schauen?!

Gestern, am zweiten Weihnachtis-Feiertage, gegen Abend haben wir sie der Erde übergeben. Fast das ganze Dorf war zugegen, denn sie war allgemein geliebt worden. Spät Abends bin ich dann noch einmal zu ihrem Grabe gegangen, mich dort auszuweinen und Abschied von dieser Stätte für immer zu nehmen. Als ich heimschritt, leuchteten die Fenster in unserer Schenke, und zu Fiedel und Horn drehten sich die Mädchen wieder im Tanze, die noch vorher ihrem Sarge gefolgt waren. Ach, keine von denen dachte mehr daran, wie gern Thilde mit dabei gewesen wäre, Thilde, die besser wie alle tanzte und nun droben an der Berglehne in kalter Erde lag. Und sie fror so oft in den letzten Wochen, da ich sie noch sehen durfte!

Meines Bleibens ist hier nun nicht länger. Ich habe meinem Chef Andeutungen gemacht, und er hat mich verstanden. Am ersten Januar greife ich wieder zum Wanderstabe und gehe in die weite Welt. Wohin? Noch weiß ich's nicht! Es soll mir auch gleich sein. Ich werde überall nur ihrem Gedächtniß noch leben, bis ich alter Corpsstudent zu dem großen Commerciers droben abgerufen werde. Du siehst, ich hatte Recht: ich bin eine Landsknechts-Natur und habe keine Heimath mehr. Einmal ist die Liebe über mich gekommen, und nun hat sie mich elend und alt gemacht. Gott behüt' Dich, altes Haus, vor gleichem Jammer! Bewahre mir ein freundliches Gedenken!

Bernersroda, den 27. December 1886.

In Treuen Dein

Franz Gabler.“



Rachdruck verboten.

Mai 1895.

Gedicht von Anna Gräfin Pongrácz.

Natur!

An Deinen Busen werf' ich mich,
Daran auszuweinen alle meine Schmerzen:
Die vergangenen,
Die gegenwärtigen,
Die zukünftigen!
Die „gütige Mutter“ bist Du mir nicht,
Ich suche sie nicht in Dir.
Über Fülle der Kraft entquillt Deinem Sein,
Fülle des Lebens!
An diesem Vorn will ich schöpfen,
Genesung mir trinken! —

Lange hielt kalter Wintertod
Die trauernde Erde umfassen,
Trostlos lange!
Aber jetzt: welch' ein Blühen!

Als wolltest Du spotten Derer,
Die schwacher Kleinmuth bedrückte,
Schüttelst Du unerhörten,
Märchenhaften Reichthum aus
Ueber die stammende Welt . . .
Jeglicher Mai ist ein Fest;
Dieser: das Fest der feste!
Der Lebens-Erneuerung ewiges Wunder:
Nie trat es überwältigender uns entgegen,
Nie ward es eindringlicher uns gepredigt.
Dichterträume, sie sind zur Wahrheit geworden!
Das jagende Gemüth
Durchzieht neues, erquickendes Vertrauen.

Ruhensfloßen weil' ich einsam . . .
Im Gebüsch singt der Hänfling —
So sang er kein Jahr!
Blätter und Blüten erbeben —
So groß fast ist die Fülle des Glücks,
Das die Schöpfung durchwogt.
In Andacht löst sich
Das überirdische Maß.
Die Welt jubelt und lacht —
Und betet!
Mit ihr bet' ich,
Bete an des Lebens
Unbegrieffenes,
Nie gelöstes,
Heiliges Räthsel! . . .

O Natur, Dein Zauberstab,
Er hat auch mich berührt!
Eine Kranke,
Leiden Erduldende:
Sieh mich glückberauscht
In dieser stillen Stunde . . .

Schön ist's,
Ist herrlich zu leben!
Brausend ergeht der Ruf
Durch das All —
Höhen füllend
Und Tiefen.
Hörbar den Tauben,
Verständlich den Stumpfen —
Und ich jauchze ihn mit!
Leid vergeßend,
Aus befreitem Herzen,
Selig jauchz' ich mit
Im großen Jubelschor,
Der rings mich umtönt:
„Leben,
Athmen ist schön!“

Rachdruck verboten.

Die Schule von Fontainebleau.

Von Georg Malkowsky.

Mit einem Bilde von E. Corot.



Das Verhältniß des modernen Menschen zur Natur, wie es sich in der bildenden Kunst, besonders in der Malerei ausdrückt, ist eines der interessantesten kunstgeschichtlichen Probleme. Dem Jahrhundert des nüchternen Materialismus, der Alles in Mechanismen auflösenden Forschung blieb es vorbehalten, aus dem einfachen Landschafts-Ausschnitt den poetischen Stimmungsgelhalt auszulösen und durch Vermittelung der Luft- und Lichtmalerei wiederzugeben. Was man heute „plein air“ nennt, ist ein halbes Jahrhundert alt, und selbst das Stichwort der „neuen“ Kunstweise erfreut sich keines jüngeren Datums. Jules Breton erwähnt in seinem Buche: „La vie



Dymphentanz. Nach dem Bild von S. Garat in Capenberg zu Paris. — Größe 600 70

„Das ist ein...“
 „Das ist ein...“
 „Das ist ein...“

...
 ...
 ...

...
 ...
 ...



...
 ...
 ...

...
 ...
 ...

...
 ...
 ...

...
 ...
 ...

...
 ...
 ...

...
 ...
 ...

...
 ...
 ...

Kochdruck verboten.

Um Pfingsten.

Novelle von Johannes Wilda.



Rauschen klangten die Abend-Glocken in tiefen Tönen den morgenden Pfingst-Sonntag ein, aber in dem kleinen Stübchen in der Niederramstädter Straße, in dessen Winkeln bereits dunkle Schatten lagen, war es still. Und schwül war es auch, trotz der offen stehenden Fenster. Wenigstens dünkte es den beiden Menschen so, Luise's Mutter und dem Professor Hesse.

Das Profil des noch immer schönen Gesichtes der seit Jahren an ihren Rollstuhl gefesselten Leidenden zeichnete sich scharf gegen das Licht ab. Mergellich und rathlos suchte ihr Blick nach dem Abendstern, der eben bleich im klaren Firmament hervorschimmerte.

Professor Hesse, ein mittlerer Fünfziger, hielt den Hugen, von ergrautem, aber fast jugendlich buschigem Haar umrahmten Kopf gefenkt; seine weißen Finger spielten nervös mit dem Festschiff an seiner Uhrkette.

Endlich war es heraus! Und die Mutter, die Freundin, hatte ihn nicht abgewiesen. Es war kein Mangel an Muth gewesen, daß er nicht zunächst Luise selbst das Geständniß gemacht hatte. Luise liebte ihn ja von ganzem Herzen. O daran bestand kein Zweifel! Allein in diesem Falle war es doch recht-schaffener gewesen, zuvor die Mutter zu befragen. So ein blutjunges Ding, wie die Luise, und so ein alter Mensch, wie er, — es hatte doch immerhin seine Bedenken gehabt. Schwere Bedenken sogar! Gott wußte, wie er mit sich nach Erkenntniß des Rechtes gerungen, wie er den Vorwurf gestrichelt, als ob er jetzt nur die Belohnung für seine Gütthaten einheimen wolle! Nein, nein! Einzig das Bewußtsein, durch seine glühende Liebe auch das Kind glücklich machen zu können, nur die Erkenntniß, daß ihm das Kleinod entrisen werden würde, wenn er nicht endlich rede, dies hatte ihm die Junge gelbht.

Und doch! Warum war es so schwül im Zimmer? Er schüttelte wie in innerer Abwehr das Haupt und ergriff die Hand der Freundin und Hausgenosin.

„Morgen werde ich ihr es sagen, meine liebe Frau Hoffmann! Morgen — Der Pfingst-Sonntag, ihr Geburtstag — es kommt so recht Alles zusammen! Ich meine, so etwas muß man sich in Gottes freier Natur, im Walde, wenn Alles grün und blüht, gestehen! Das ist immer so mein Traum gewesen. Das wird sie mit mir empfinden. Glauben Sie nicht, Frau Hoffmann?“

Die Frau schlug die Augen nieder und nickte. „Und sie freut sich auf den Ausflug, nicht wahr Frau Hoffmann? Hat sie es nicht gesagt, Frau Hoffmann?“ fuhr der Professor in von Gemüthsbebung durchbebtet und fast kindlich dringender Weise fort.

„Ja, sie freut sich,“ erwiderte die leidende Frau der Wahrheit gemäß; aber weshalb die Tochter so froh sei, das wagte sie in diesem Augenblicke nicht auszusprechen.

Die Augen des Professors erglänzten. Von Freude überwältigt sprang er auf. Die Schwüle schien für ihn verschwunden zu sein. Er drückte die Finger der Freundin stürmisch an seine Lippen.

„Und morgen Abend bringe ich sie, will's Gott, als Braut heim! Ach, daß mir allem Knaben noch eine solche Seligkeit zu Theil werden sollte! Ich hätte es nimmer gedacht! Aber wissen Sie, Frau Hoffmann, schon wie die Luise vor zehn Jahren, als siebenjähriger Balg, lustig auf meinem Schoße herumtrabbelte, zog mir's eigen durch's Herz. War das Vorahnung? Sagen Sie ihr nichts! Nichts, Frau Hoffmann! Kein Sterbens-Wörtlein, hören Sie! Sie soll gar nicht darauf kommen, daß wir zwei Beide schon im Reinen sind; verstehen Sie?“

Mit einem Mal preßte die Frau ihr Taschentuch vor's Gesicht und begann heftig zu weinen.

Bestürzt blickte der Professor sie an.

„Warum weinen Sie denn, meine Güte?“

„Ach Gott — ich weiß selber nicht — wohl über das große, große Glück, das Luise so unverdient widerfährt — o, so ein edler Mann wie Sie sind! Lieber Herr Professor — gewiß, nicht viele Mädchen — aber bitte, bitte — nicht wahr? Sie lassen sie sich ganz frei entscheiden? — Sie quälen sie nicht, wenn sie, wenn sie etwa —“

Der schluchzende Mund verstummte in Verlegenheit.

Einen Augenblick hatte den Professor ein heftiger Schreck durchzuckt. — Unsinn! Es geht Müttern natürlich stets nahe, wenn ihnen das Kind aus traulich-gewohntem Besitz entrisen werden soll. Er fuhr sich durch die Haare und erwiderte beruhigend:

„I wo denken Sie hin! Selbstverständlich entscheidet sie so frei, wie nur Eine! Beste Frau Hoffmann, würde ich mich Ihnen denn anvertraut haben, wenn ich meiner Sache in dieser Beziehung nicht sicher wäre? Sie soll ja auch nicht von Ihnen fort. Wenn dies Hänschen zu klein ist, ziehen wir eben in ein anderes, und Sie bleiben als liebe Mutter bei uns, bis an's Ende Ihrer Tage, hoffentlich auf lange, lange hinaus!“

Bei diesen Worten streichelte er ihr wirklich so zärtlich über die schmale, feingerunzelte Wange, wie ein Sohn seiner Mutter. Wie gut er war! Das mußte doch zu Luise's Glück ausschlagen! Jahre hindurch hatte er, der Fremde, sie und das Kind in reinmenschlicher Güte vor Noth und Elend bewahrt gehabt; er würde das Kind auf Händen tragen. Wahrlich, es gab ganz andere Klüfte im Eheleben, als nur die Differenz der Jahre! — Sie hatte zwar geglaubt, daß Luise in ihrem innersten Herzen bereits — allein gesagt hatte das Mädchen nie etwas. — Und so ein junger Mensch, wie der Richard! Was war er denn? Was hatte er denn? Und schließlich stand noch Alles bei Luise selbst. Verbielt es sich wirklich so, wie Hesse meinte, würde Gott auch den Bund segnen, und ihr lieber, verstorbener Mann dort über den Sternen wäre mit ihrer Zustimmung einverstanden.

In tiefer Bewegung begab sich Hesse in seine Wohnung hinauf, welche er seit Jahren in dem von ihm schuldenfrei gemachten Hänschen seiner Jugendfreundin inne hatte. Kaum waren seine Tritte oben auf der Treppe verhallt, als ein schlankes, junges Mädchen in das Zimmer stürzte und sich aufgereggt neben der sich ängstlich umblickenden Kranken auf die Kniee warf.

„Onkel war so lange bei Dir! Was habt Ihr gesprochen, Mama?“

Frau Hoffmann zögerte mit Beantwortung der angstvoll dringenden Frage, endlich erwiderte sie, fast das Haar der Tochter aus dem erhüpften, seinen Gesicht zurückstreichend:

„Von der Partie morgen, mein Kind.“

„Weiß er es schon, Mama?“

„Nein! Das Zusammentreffen mit Richard wird ihm freilich nicht recht sein; er hat sich so darauf gerichtet, mit Dir allein zu bleiben — ich brachte es nicht über's Herz, ihm die Vorfreude zu verderben.“

„Ach, aber Mama! — Nun muß ich ihm es morgen vorher selbst sagen, denn ein zufälliges Zusammentreffen heucheln mag ich nicht! Ach Mama, daß der Richard mit ist, darauf freue ich mich unbändig, sonst wäre ich zehntausend Mal lieber bei Dir zu Hause geblieben!“

Tiefe Kummerniß malte sich auf dem Antlitz der Mutter. „Du hast doch sonst so gern die Ausflüge mit Deinem Onkel Professor gemacht, Luise!“

Das Mädchen erröthete noch stärker. Schamhaft stieß sie hervor:

„Ja! Aber weißt Du, Mama, ich glaube fast, es wäre besser gewesen, Du hättest mich nicht zum Besuche nach Hohen-Buchen geschickt gehabt, seitdem — seitdem — habe ich Onkel nicht mehr so lieb. Das heißt, lieb habe ich ihn ja noch ungeheuer, aber anders als vorher, Mama. Weißt Du, zumal in letzter Zeit sieht er mich manchmal so sonderbar an, so, daß ich mich beinahe vor ihm —“

„Fürchte, Kind?“

„Ach Gott ja, Mama!“

„Welche Thorheit, Luise! Der seelengute Onkel!“

Luise barg ihr Haupt an der mütterlichen Schulter.

„Das ist es ja gerade, Mama!“

„Was, mein Kind?“

„Daß er so seelengut ist! Wenn er nun — Mama, Mama, mir ahnt, was Ihr gesprochen habt — Du hast geweint, leugne es nicht! Und ich — mit erschütterter Stimme entrang es sich der jungen Brust — „tann ihm nicht wehe thun!“

Eine Weile herrschte Schweigen im Zimmer, nur durch das schwere Athmen der beiden Frauen unterbrochen. — Dunkler lagerten die Schatten in den Winkeln; das Glodengeläute draußen war verstummt.

„Du bist frei, ganz frei in Deinen Entschlüssen, mein Liebling!“ tröstete Frau Hoffmann dann leise weinend.

Luise erhob sich. Mit gefalteten Händen trat sie an's Fenster und schaute in den blühenden Garten hinaus. Eine unendliche Traurigkeit lag auf dem kindlich weichen Antlitz. Tief Luft schöpfend sog sie den hereinströmenden Springen-Duft ein. — Das war nun Pfingsten, das Fest der Freude!

Ihre Träume hatten ihr einen anderen Lenz gemalt! Aber Pfingsten war auch eine Zeit der Läuterung, es bedeutete und erbeizte eine Heiligung des Geistes. Für das Glück anderer Menschen soll man leben, nicht für das seinige! Das stand ihr noch von dem Tage der Einsegnung her, der sie so mächtig ergriffen, in's Herz geschrieben, und er, der Edle, hatte sie damals väterlich auf die Stirne geküßt und ihr die Forderungen des christlichen Pflichtbegriffes klar gemacht. — Aber Zeit, Zeit zur Sammlung, zu innerer Beruhigung, derer bedurfte sie noch! Morgen kam der Andere, dessen sie seit Wochen heimlich unablässig gedacht! Morgen konnte sie noch einmal froh mit ihm sein! Wenigstens morgen schien das verhängnißvolle Alleinsein mit dem Onkel durch dieses, von ihr nicht veranlaßte Dazukommen des jungen Betters unmöglich gemacht! Morgen, an ihrem achtzehnten Geburtstagsfeste, sollte noch einmal, vielleicht zum letzten Mal ein unverkümmerter Tag der Freude für sie sein, ein rechter Pfingst-Tag!

Herrlich stieg die Sonne des ersten Feiertages heraus. Luise lehnte im weißen Gewande, eine eben vom Professor gebrochene lila Syringen-Blüthe am Busen, über den Tisch und schnitt noch einige Butterbrode für die Partie; ihre Augen waren leicht geröthet. Auch der Professor sah ein wenig übernünftig aus. Trogdem verfolgte er mit lächelnd bewunderndem Ausdruck das hausmütterliche Schalten des geliebten Mädchens. Marschbereit mit Fernglas und Feldflasche über dem leichten Sommerrod, harrte er neben ihr, indem er den dreifrämpigen Strohhut im zerstreuten Spiele durch die Finger gleiten ließ. Immer vor sich niedersehend, pastete sie den Mundvorrath in die geflochtene Handtasche.

„Du scheinst auf einen sehr gefegneten Appetit für uns zwei zu rechnen, mein Geburtstagskind!“ bemerkte Hesse lächelnd.

Luise neigte sich tiefer.

„Ja — weißt Du Onkel — es ist wohl möglich, daß wir heute auch noch den Hunger eines Gastes mitstillen müssen.“

„Eines Gastes —?“ Der Ton der Frage verrieth das Gefühl unliebkamster Ueberraschung.

Das Mädchen nickte. „Beter Richard von Hohen-Buchen, der die Feiertage über zum Besuche nach Hohen-Buchen gekommen ist, hat uns eine Karte geschickt, daß er sich uns anschließen möchte, wenn wir heute eine Partie nach dem Felsberg machten.“

Der Professor stand wie erstarrt. Und davon hatte man ihm garnichts gesagt!

„So, so!“ stotterte er. „Aber so mit einem Mal — holt er uns denn hier ab? Es wird ja schon höchste Zeit zu gehen!“

„Nein, Onkel! Er wollte schauen, uns in Jugenheim an der Bahn zu treffen. Eine Antwort war überhaupt nicht mehr möglich. Nicht wahr, Onkel, Du bist nicht böse darüber und nimmst ihn gern mit? Er ist ja immer so lustig!“

Lustig! Ja, die jungen Mädchen lieben das Lustige! Sogar auf tiefer angelegte Naturen, wie die Luise's, übte dies also seinen besitzridenden Reiz. Doch dürfte er ihr, die des Lebens Ernst noch so wenig kannte, darüber zürnen? Gewiß nicht! Er mußte die Wolfe, die ihm unvermuthet den sonnigen Pfingst-Himmel verdüsterte, verdeutlichen. Er mußte selbst lustig sein! Gott sei Dank, das verstand er ja noch, und entscheidende Augenblicke des Alleinseins würden sich bei sicherer Leitung der Situation trotz der Störung schon finden lassen, und wenn nicht — nun dann gab es höchstens eine verschobene Hoffnung, aber kein Scheitern, durchaus kein Scheitern!

So erkämpfte er sich energisch das Gleichgewicht seiner Seele und äußerte sich dementsprechend. Wie er denn böse sein sollte? meinte er. Er bewahre! Freilich, der Richard, so weit er ihn kennen gelernt, sei ein lustiger, gut gearteter Burische. Man werde sich ja auch zu Dreien amüsiren. Richard fahre vermuthlich auch wieder von Auerbach nach Hohen-Buchen zurück, und abends sei man dann allein.

Luise athmete auf. In emporkwallender Dankbarkeit des

Professors Hand gegen ihre Wange drückend, rief sie: „Das wird er wohl, von Auerbach aus wieder heimkehren! — Ach, Onkel, bist Du gut! Nun wollen wir Drei riesig fidel sein! Nicht, Du? Nur, daß die arme Mama gerade heute so allein mit der Babet' bleiben muß —!“

Und nun schaute sie wieder sorgenvoll drein; es schien ihr nicht schwer zu werden, aus der plötzlichen, fast überstürzten Heiterkeit in die bedrückte Art zurückzufallen. Nach dem „riesig fidel sein“ sah es bei ihr mindestens vor der Hand nicht aus.

Dreiviertel Stunden später fuhren die Beiden, anspruchlos in einem Coupé dritter Klasse, mit zahlreichen anderen Ausflüglern zusammengestopft, vom Main-Neckar-Bahnhofe aus der lieblichen Bergstraße entgegen. Luise sah am Fenster, die Borraths-Tasche im Schoße. Die schmiegamen Keder ihrer jugendlichen Gestalt zeichneten sich in zarten Linien unter dem leichten, duftigen Gewande ab. Unentwegt blickte sie zum vorbeifahrenden Kiefernwald hinaus. Nur gelegentlich schlug sie die langen Wimpern auf und nickte dem gegenüberstehenden Professor freundlich Antwort, wenn dieser ihr, wegen des Wagengerassels und fröhlich lauten Geschwäges der Mitreisenden sich vornüberbeugend, eine Bemerkung zuflüsterte.

An was dachte sie? Woran dachte er, wenn er sich wieder zurücklehnd, unter der breiten Krempe hervor ihr im durchfluthenden Sonnenschein rosa umrissenes Halbprofil schweigend betrachtete, oder den grübelnden Blick auf der blühenden Springe an ihrem Busen haften ließ?

Links nahen sich immer mehr die wundervoll welligen Höhenzüge der Bergstraße, der äußersten Westseite des Odenwaldes mit dem hochragenden Melibokus. Freundliche, von Nufsbäumen und Obst-Anpflanzungen umgebene Ortschaften glänzten aus den Seitenthälern; hoch auf den Hängen hob sich da und dort eine Burgruine oder ein Aussichtsturm über die Waldwipfel.

Da war auch Widenbach, die Station für Jugenheim erreicht, und kaum hatten Hesse und Luise den Wagon verlassen, als sich ein stattlicher, sonnengebräunter junger Herr durch das Gewühl zu ihnen durcharbeitete.

„Richard!“

„Morgen, morgen! Da bin ich schon! Morgen, Herr Professor! — Grüß Gott, meine herzlichste Gratulation, kleines Bäschen!“

Offenbar fühlte er sich so willkommen wie erdentlich. In kräftiger Herzlichkeit schüttelte er die Finger des Professors, um dann eine ganze Weile die Hand des Bäschen festzuhalten.

Luise sah aus, wie die holde Verlegenheit selbst, aber ihre Augen strahlten und dabei schwappten die beiden jungen Menschen in der Geschwindigkeit das Möglichste, schienen auch gar nicht sonderlich zu merken, daß sie von den Vorüberdrängenden hin und her gestoßen wurden und Hesse wortlos neben ihnen wartete.

„Ach Gott! wir müssen wohl schnell einen Wagen suchen, sonst können wir die Chaussee-Strede im Staube laufen, und das mag der Onkel nicht! Welt Onkel?“

Plötzlich fiel dies Luise ein und Hesse erwiderte mechanisch: „Allerdings, das wäre nicht angenehm.“

Nun eilten die Drei, Richard voran, hinter's Stations-Gebäude, wo noch glücklich im letzten Wagen, einer offenen Break, die drei letzten Kläße ergattert wurden.

Im wirbelnden Staube, den schon die voranziehenden Fuhrwerke in mächtigen Wolken aufgerührt hatten, rollte man unter den Obstbäumen der Chaussee flott den grünen, staublosen Bergen zu.

Luise schien von den sich über Alles breittenden, seinen Erd-Partikeln nicht belästigt zu werden, sie war gegen heute früh wie ausgetauscht. Ueber hundert Sachen gab es noch zu fragen oder Auskunft zu verlangen. Wie es Tante und Onkel auf Hohen-Buchen gehe? Ob die entlogene weiße Taube wieder gekommen sei? Ob der Onkel weniger verdrießlich wäre, da doch endlich einmal eine bessere Ernte zu erwarten stände? Wann Richard wieder nach der Pfalz, wo er als Jugendieure eine neue Secundär-Bahn mit bauen half, wieder zurück müße? — Dann ginge es mit der Mama jetzt ganz gut, mit dem Chimin sei es doch nicht so übel gewesen, und der Onkel Professor habe ihr zum Geburtstage einen prachtvollen Stuch der Holbeinschen Madonna geschenkt, der viel zu schön und großartig für sie sei! — „Welt, Onkel?“ — Und nun wandte sie sich dem Professor zu, der die Staubgebilde studirte, die hinter den Nädern zurückbleibend, sich seitwärts schleierartig über die überholten Fußgänger und den mit gelbem Löwenzahn bewuderten Grabenrand deckten.

Oben an grüner Höhe leuchtete das weiße Schloß Heiligenberg und vor Allem das funkelnde goldene Kreuz, und jetzt waren auch die Gärten und Billen von Jugenheim erreicht. Goldregen, gefüllte Früh-Röschen, Rosmarin, Schneeballen, rotke Kastanienkerzen, weiße und lila Syringen blühten überall über Mauern und hinter Gittern.

Im Dorfe Jugenheim erholte man sich unter den gesingerten Blättern hellrindiger Platanen bei einem Glase Pfingstbier Bieres von der den Gaumen ausdörrenden Fahrt, und dann ward der Marsch zu den Höhen angetreten, über die sich der jungfräulich frische Buchenwald schier unabsehbar hinzog.

Lustig plaudernd stieg Richard mit Luise voran. Er hatte seinen Stod durch den Gendel des Proviant-Täschleins gesteckt und trug es so über der Schulter.

Luise ward ganz ausgelassen mit ihm.

„Welt Luisechen,“ fragte er, „das waren doch schöne Tage, Ostern in Hohen-Buchen? Doch leider nur so kurz, allzu kurz! — Daß wir uns früher auch nie gesehen haben! Ich häit's halt gar nicht geglaubt, daß mein Bäschen so lieb, ach gar so lieb wäre!“

Lächelnd beugte er sich zu ihr nieder und sie schaute verwirrt zu ihm empor. Verwirrt aber glücklich, und deutlich stand auf ihrem Antlitz geschrieben: „Wie hör' ich das gern, und ein Gleiches hab' ich ja von Dir gedacht!“

Unversehens hatten sie sich im Schreiten an der Hand gefaßt. — Drunten aus engem Wiesenthal zwischen den walbigen Berglehnen, wo die malarische Wassermühle liegt, erscholl ein Rauchen und Klappern. Bis zur Kirchzeit schaffte der Müller da noch.

„O sieh nur, Richard, wie entzückend! Jedesmal, wenn ich das Thal mit der Mühle wieder schau, geht mir's Herz auf!“ Und leise, wie ein schnüchsig träumendes Böglein, sang sie den Vers aus den Müller-Liedern vor sich hin:

„Ist das denn meine Strafe?
O Bäschen, sprich, wohin?
Du hast mit deinem Rauhen
Mir ganz berauscht den Sinn.“

Und ebenso leise setzte Richard mit tiefer, wohlklingender Stimme das Lied fort:

„Was sag' ich denn vom Mäuschen?
Das kann kein Mäuschen sein:
Es singen wohl die Nixen
Dort unten ihren Reihn.“

„Geh! lauf hinter zu ihnen!“ flüsterte sie schallhaft.
„Nein, ich hab' mein Nixchen jetzt bei mir!“ Und noch leiser fügte er fibrillierenden Tones hinzu: „Du liebes, süßes Nixchen!“
„Ach Gott!“ Mit diesem Schreidrusch ließ das junge Mädchen plötzlich des Betters Hand fahren. Sie hatte ja den Onkel Professor ganz vergessen! — Als sie sich umwendete, sah sie ihn stehen und auf die Mühle hinunterstarrten. Den breiten Hut hatte er von dem grauen Haupte genommen und hielt ihn in den über den Stod gefalteten Händen.

Der Mann in der charakteristisch gebeugten Haltung bot die lebende Darstellung zu einem anderen Mühlen-Lied. Schmerzlich durchfuhr Luise dieser Gedanke.

Impulsiv eilte sie die kurze Strecke zurück, schlang einen Arm um den ernsten Mann und legte bittend den Kopf an seine Brust. Dabei sprach sie kein Wort. Er auch nicht, aber es würgte in seiner Kehle, wie sein Auge zu ihr abwärts streifte.

Ahnungslos, heiter wie ein junger Gott, schaute Richard ihnen zu. Wie kindlich zärtlich sie sich gegen den alten Herrn benahm. Ja „lieb, lieb!“ dies Wörtlein beschrieb den Zauber ihres Wesens am erschöpfendsten.

Hesse hatte nun Zeit gefunden, sich zu ermannen.
„Ein freundlich, echt deutsches Landschaftsbild da unten, nicht wahr, mein Kind?“ stieß er hervor und räusperte sich.

„Eins der lieblichsten in der Bergstraße, Onkel!“
„Und dann“ — er wandte sich um — „der Rückblick!“

Sie folgte seiner Anweisung, aber ihre Gedanken bestürmten sie zu sehr, als daß sie das Bild vor ihr klar in sich hätte aufnehmen können: die weit in Duft verschwimmende, lachende Ebene, durch die sich fern, fern in hellblinkernder, schmaler Krümmung der Rheinstrom hinzog.

Nun schritten sie wieder vorwärts. Luise blieb beim Onkel. Sie hatte ihren Arm durch den seinen geschoben und so wanderte auch Richard ihnen zur Seite, indem er bald vor, bald hinter dem Professor herumlungte, um mit dem Wäschen einen Scherz zu treiben. Sie dagegen verhielt sich fortan recht ernsthaft.

Sie fragte den Onkel Allerlei, worüber er ihr sonst, wie sie wußte, gern Auskunft erteilte, indem er kleine Vorträge daran anzuhängen pflegte, die in sein Fach, die Mineralogie, schlugen, gleich als habe er einen seiner wißbegierigsten Polytechniker vor sich. — Er sprach auch heute eingehend über die Funde im Auerbacher Marmor-Bruch, über die Entstehung des „Felsenmeeres“ am Felsberg durch Abwaschung eines Spent-Hanges und Auswitterung des Gesteines, über die Meinung, es sei hier ein römischer Steinbruch gewesen u. s. w. Er scherzte sogar dabei, allein dem mit seinem Wesen vertrauten jungen Mädchen blieb es nicht verborgen, daß seine Seele nicht im mindesten bei dem Gegenstande seines Gespräches weile.

Ja, es wurde ihm schwer, furchtbar schwer, sich so gelassen zu geben. Er sah nicht den Buchenwald mit seinem lichtdurchschimmerten, wunderbaren Grün, vernahm nicht den Finken-schlag und spürte nicht den feuchtkräftigen Waldgeruch. Er gedachte nur des Liebes, das noch unaussprechlich mit Klappern und Mäuschen sein Herz quälte:

„Hör' ich das Mäuschen gehen:
Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht' am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still.“

Er sah die Beiden noch Hand in Hand sich zu einander neigen. Wie anders verhielt sich das Kind gegen diesen jungen Mann, der doch vorläufig nichts bedeutete, den sie erst so kurze Zeit kannte, als gegen ihn! Eine Lebhaftigkeit ihres Wesens und gleichzeitig eine süße Verschämtheit machten sich bemerkbar, die sie ihm nie in diesem Maße bewiesen. Und doch hatte sie ihn bisher so lieb gehabt. Zweifellos! In ihren innigen Augen meinte er bestimmt die bewusste Neigung des entwickelten Weibes gesehen zu haben, in ihrer Seele ein weit über ihre Jahre gereiftes Interesse an den Dingen, die auch seinen Lebens-Inhalt ausmachten. Sollte er dies Alles nur in sie hineingelegt, hineingebildet haben, verblendet durch die Morgenröthe ihres Geistes und Körpers? — Nein, nein, sonst wäre er, der besonnene Mann, der jetzt zum ersten Mal im beginnenden Herbst seines Lebens tief und durch nichts ablenkbar für ein Weib empfand, nicht dazu gekommen, seiner Leidenschaft nachzugeben. Die Schuld lag an ihr, wenn auch wohl unbewußt! Und Alles würde ja in bester Ordnung gewesen sein, wenn nicht plötzlich dieser Better dazwischen gekommen wäre! — O die Weiber! Was-Töchter, die dem Reize des Neuen nicht widerstehen können, waren sie doch Alle, Alle, von Kleinauf — selbst die Besten! — Aber brauchte er sich bei Seite schieben zu lassen, brauchte er gleich kleinmüthig die Finte in's Korn zu werfen? — Im Gegentheil! Jetzt mußte er beweisen, daß er ein Mann, noch kraftvoll genug sei, um siegreich das Los der blühenden Jugend zu theilen! Gerade jetzt und gerade ohne Verzug mußte eine Sachlage geschaffen werden, an der Niemand mehr rütteln konnte. Energisch mußte er den Knaben, der ihm wohl gefiel, gegen den er aber eine Bitterkeit nicht zurückzudrängen vermochte, in seine Grenzen zurückweisen! — Kopf hoch und zum Henker mit der schwächlichen Sentimentalität und superfeinen Herkömmlichkeits-Rechnung! Dort oben am Felsberg wollte er den Burshen unter irgend einem Vorwand entfernern, mit Luise ein stilles Waldplätzchen auffuchen und sie kurzer Hand vor die Entscheidung stellen: Ja oder nein! Er wußte, er würde siegen; aber mit seiner inneren Gutgläubigkeit war es vorbei! Und unwillkürlich hieb er heftig mit dem Stod in's grüne Laub zu Häupten, sodas das junge Mädchen an seiner Seite erschrocken zusammenfuhr.

„Hör' ich das Mäuschen gehen:
Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht' am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still.“

Er sah die Beiden noch Hand in Hand sich zu einander neigen. Wie anders verhielt sich das Kind gegen diesen jungen Mann, der doch vorläufig nichts bedeutete, den sie erst so kurze Zeit kannte, als gegen ihn! Eine Lebhaftigkeit ihres Wesens und gleichzeitig eine süße Verschämtheit machten sich bemerkbar, die sie ihm nie in diesem Maße bewiesen. Und doch hatte sie ihn bisher so lieb gehabt. Zweifellos! In ihren innigen Augen meinte er bestimmt die bewusste Neigung des entwickelten Weibes gesehen zu haben, in ihrer Seele ein weit über ihre Jahre gereiftes Interesse an den Dingen, die auch seinen Lebens-Inhalt ausmachten. Sollte er dies Alles nur in sie hineingelegt, hineingebildet haben, verblendet durch die Morgenröthe ihres Geistes und Körpers? — Nein, nein, sonst wäre er, der besonnene Mann, der jetzt zum ersten Mal im beginnenden Herbst seines Lebens tief und durch nichts ablenkbar für ein Weib empfand, nicht dazu gekommen, seiner Leidenschaft nachzugeben. Die Schuld lag an ihr, wenn auch wohl unbewußt! Und Alles würde ja in bester Ordnung gewesen sein, wenn nicht plötzlich dieser Better dazwischen gekommen wäre! — O die Weiber! Was-Töchter, die dem Reize des Neuen nicht widerstehen können, waren sie doch Alle, Alle, von Kleinauf — selbst die Besten! — Aber brauchte er sich bei Seite schieben zu lassen, brauchte er gleich kleinmüthig die Finte in's Korn zu werfen? — Im Gegentheil! Jetzt mußte er beweisen, daß er ein Mann, noch kraftvoll genug sei, um siegreich das Los der blühenden Jugend zu theilen! Gerade jetzt und gerade ohne Verzug mußte eine Sachlage geschaffen werden, an der Niemand mehr rütteln konnte. Energisch mußte er den Knaben, der ihm wohl gefiel, gegen den er aber eine Bitterkeit nicht zurückzudrängen vermochte, in seine Grenzen zurückweisen! — Kopf hoch und zum Henker mit der schwächlichen Sentimentalität und superfeinen Herkömmlichkeits-Rechnung! Dort oben am Felsberg wollte er den Burshen unter irgend einem Vorwand entfernern, mit Luise ein stilles Waldplätzchen auffuchen und sie kurzer Hand vor die Entscheidung stellen: Ja oder nein! Er wußte, er würde siegen; aber mit seiner inneren Gutgläubigkeit war es vorbei! Und unwillkürlich hieb er heftig mit dem Stod in's grüne Laub zu Häupten, sodas das junge Mädchen an seiner Seite erschrocken zusammenfuhr.

„Hör' ich das Mäuschen gehen:
Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht' am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still.“

Er sah die Beiden noch Hand in Hand sich zu einander neigen. Wie anders verhielt sich das Kind gegen diesen jungen Mann, der doch vorläufig nichts bedeutete, den sie erst so kurze Zeit kannte, als gegen ihn! Eine Lebhaftigkeit ihres Wesens und gleichzeitig eine süße Verschämtheit machten sich bemerkbar, die sie ihm nie in diesem Maße bewiesen. Und doch hatte sie ihn bisher so lieb gehabt. Zweifellos! In ihren innigen Augen meinte er bestimmt die bewusste Neigung des entwickelten Weibes gesehen zu haben, in ihrer Seele ein weit über ihre Jahre gereiftes Interesse an den Dingen, die auch seinen Lebens-Inhalt ausmachten. Sollte er dies Alles nur in sie hineingelegt, hineingebildet haben, verblendet durch die Morgenröthe ihres Geistes und Körpers? — Nein, nein, sonst wäre er, der besonnene Mann, der jetzt zum ersten Mal im beginnenden Herbst seines Lebens tief und durch nichts ablenkbar für ein Weib empfand, nicht dazu gekommen, seiner Leidenschaft nachzugeben. Die Schuld lag an ihr, wenn auch wohl unbewußt! Und Alles würde ja in bester Ordnung gewesen sein, wenn nicht plötzlich dieser Better dazwischen gekommen wäre! — O die Weiber! Was-Töchter, die dem Reize des Neuen nicht widerstehen können, waren sie doch Alle, Alle, von Kleinauf — selbst die Besten! — Aber brauchte er sich bei Seite schieben zu lassen, brauchte er gleich kleinmüthig die Finte in's Korn zu werfen? — Im Gegentheil! Jetzt mußte er beweisen, daß er ein Mann, noch kraftvoll genug sei, um siegreich das Los der blühenden Jugend zu theilen! Gerade jetzt und gerade ohne Verzug mußte eine Sachlage geschaffen werden, an der Niemand mehr rütteln konnte. Energisch mußte er den Knaben, der ihm wohl gefiel, gegen den er aber eine Bitterkeit nicht zurückzudrängen vermochte, in seine Grenzen zurückweisen! — Kopf hoch und zum Henker mit der schwächlichen Sentimentalität und superfeinen Herkömmlichkeits-Rechnung! Dort oben am Felsberg wollte er den Burshen unter irgend einem Vorwand entfernern, mit Luise ein stilles Waldplätzchen auffuchen und sie kurzer Hand vor die Entscheidung stellen: Ja oder nein! Er wußte, er würde siegen; aber mit seiner inneren Gutgläubigkeit war es vorbei! Und unwillkürlich hieb er heftig mit dem Stod in's grüne Laub zu Häupten, sodas das junge Mädchen an seiner Seite erschrocken zusammenfuhr.

„Hör' ich das Mäuschen gehen:
Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht' am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still.“

Er sah die Beiden noch Hand in Hand sich zu einander neigen. Wie anders verhielt sich das Kind gegen diesen jungen Mann, der doch vorläufig nichts bedeutete, den sie erst so kurze Zeit kannte, als gegen ihn! Eine Lebhaftigkeit ihres Wesens und gleichzeitig eine süße Verschämtheit machten sich bemerkbar, die sie ihm nie in diesem Maße bewiesen. Und doch hatte sie ihn bisher so lieb gehabt. Zweifellos! In ihren innigen Augen meinte er bestimmt die bewusste Neigung des entwickelten Weibes gesehen zu haben, in ihrer Seele ein weit über ihre Jahre gereiftes Interesse an den Dingen, die auch seinen Lebens-Inhalt ausmachten. Sollte er dies Alles nur in sie hineingelegt, hineingebildet haben, verblendet durch die Morgenröthe ihres Geistes und Körpers? — Nein, nein, sonst wäre er, der besonnene Mann, der jetzt zum ersten Mal im beginnenden Herbst seines Lebens tief und durch nichts ablenkbar für ein Weib empfand, nicht dazu gekommen, seiner Leidenschaft nachzugeben. Die Schuld lag an ihr, wenn auch wohl unbewußt! Und Alles würde ja in bester Ordnung gewesen sein, wenn nicht plötzlich dieser Better dazwischen gekommen wäre! — O die Weiber! Was-Töchter, die dem Reize des Neuen nicht widerstehen können, waren sie doch Alle, Alle, von Kleinauf — selbst die Besten! — Aber brauchte er sich bei Seite schieben zu lassen, brauchte er gleich kleinmüthig die Finte in's Korn zu werfen? — Im Gegentheil! Jetzt mußte er beweisen, daß er ein Mann, noch kraftvoll genug sei, um siegreich das Los der blühenden Jugend zu theilen! Gerade jetzt und gerade ohne Verzug mußte eine Sachlage geschaffen werden, an der Niemand mehr rütteln konnte. Energisch mußte er den Knaben, der ihm wohl gefiel, gegen den er aber eine Bitterkeit nicht zurückzudrängen vermochte, in seine Grenzen zurückweisen! — Kopf hoch und zum Henker mit der schwächlichen Sentimentalität und superfeinen Herkömmlichkeits-Rechnung! Dort oben am Felsberg wollte er den Burshen unter irgend einem Vorwand entfernern, mit Luise ein stilles Waldplätzchen auffuchen und sie kurzer Hand vor die Entscheidung stellen: Ja oder nein! Er wußte, er würde siegen; aber mit seiner inneren Gutgläubigkeit war es vorbei! Und unwillkürlich hieb er heftig mit dem Stod in's grüne Laub zu Häupten, sodas das junge Mädchen an seiner Seite erschrocken zusammenfuhr.

„Hör' ich das Mäuschen gehen:
Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht' am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still.“

Er sah die Beiden noch Hand in Hand sich zu einander neigen. Wie anders verhielt sich das Kind gegen diesen jungen Mann, der doch vorläufig nichts bedeutete, den sie erst so kurze Zeit kannte, als gegen ihn! Eine Lebhaftigkeit ihres Wesens und gleichzeitig eine süße Verschämtheit machten sich bemerkbar, die sie ihm nie in diesem Maße bewiesen. Und doch hatte sie ihn bisher so lieb gehabt. Zweifellos! In ihren innigen Augen meinte er bestimmt die bewusste Neigung des entwickelten Weibes gesehen zu haben, in ihrer Seele ein weit über ihre Jahre gereiftes Interesse an den Dingen, die auch seinen Lebens-Inhalt ausmachten. Sollte er dies Alles nur in sie hineingelegt, hineingebildet haben, verblendet durch die Morgenröthe ihres Geistes und Körpers? — Nein, nein, sonst wäre er, der besonnene Mann, der jetzt zum ersten Mal im beginnenden Herbst seines Lebens tief und durch nichts ablenkbar für ein Weib empfand, nicht dazu gekommen, seiner Leidenschaft nachzugeben. Die Schuld lag an ihr, wenn auch wohl unbewußt! Und Alles würde ja in bester Ordnung gewesen sein, wenn nicht plötzlich dieser Better dazwischen gekommen wäre! — O die Weiber! Was-Töchter, die dem Reize des Neuen nicht widerstehen können, waren sie doch Alle, Alle, von Kleinauf — selbst die Besten! — Aber brauchte er sich bei Seite schieben zu lassen, brauchte er gleich kleinmüthig die Finte in's Korn zu werfen? — Im Gegentheil! Jetzt mußte er beweisen, daß er ein Mann, noch kraftvoll genug sei, um siegreich das Los der blühenden Jugend zu theilen! Gerade jetzt und gerade ohne Verzug mußte eine Sachlage geschaffen werden, an der Niemand mehr rütteln konnte. Energisch mußte er den Knaben, der ihm wohl gefiel, gegen den er aber eine Bitterkeit nicht zurückzudrängen vermochte, in seine Grenzen zurückweisen! — Kopf hoch und zum Henker mit der schwächlichen Sentimentalität und superfeinen Herkömmlichkeits-Rechnung! Dort oben am Felsberg wollte er den Burshen unter irgend einem Vorwand entfernern, mit Luise ein stilles Waldplätzchen auffuchen und sie kurzer Hand vor die Entscheidung stellen: Ja oder nein! Er wußte, er würde siegen; aber mit seiner inneren Gutgläubigkeit war es vorbei! Und unwillkürlich hieb er heftig mit dem Stod in's grüne Laub zu Häupten, sodas das junge Mädchen an seiner Seite erschrocken zusammenfuhr.

„Hör' ich das Mäuschen gehen:
Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht' am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still.“

Um Mittag langte man, nach mancherlei Abschweifung vom geraden Wege, hungrig und durstig über das „Felsenmeer“ auf dem Felsberg an. Die vielen singenden, jauchzenden, mit Tüchern in's Thal wehenden Menschen behagten dem Professor heute gar nicht.

Auf seinen Vorschlag hin setzte man sich möglichst abseits unter die Bäume, wohin ein einfaches Mittagmahl, Eierkuchen nebst Blattsalat, bestellt ward.

Es hatte Alles so eine anmuthige Art, wie Luise die Teller vertheilte, den Kuchen zerschchnitt, Jedem seinen Theil hinreichte und dabei lachend die Angriffe der zuderküßerten umherstummelnden Hummeln abwies. — Verklärt schaute ihr der pfingst- und liebesfrohe Richard zu, ernst der Professor; heut' in der Frühe hatte er größere Freude an ihrem Thun gehabt.

Ueber solchen Beobachtungen vernachlässigte der junge Mann aber den älteren nicht. O nein, er bewies ihm eine ehrliche Zutraulichkeit, die Hesse an's Herz griff, so sehr er es gegen mildere Gefühle zu verstanden suchte. — Doch nach dem Mahle begannen die zwei jungen Leute wieder unter einander kindliche Spiele. Sie hashten sich hinter den Bäumen und dann ließen sie sich erhitzen nieder und verfertigten von Syringen-Blüthen, die sie unterwegs aus einem Bauergarten erworben hatten, „Nägelsche-Kette.“

Der Professor blies dicke Dampfwolken aus seiner Cigarre von sich. Er that, als sähe er nichts, und doch sah er Alles. Er gewahrte auch, wie Richard wiederholt Versuche machte, die kleinen Finger, welche zierlich ein Blüthenkelslein in das andere steckten, an seine Lippen zu ziehen, und wie Luise dann mit einem fürsichtigen Seitenblicke schnell ihre Hand entschlipfen ließ.

Die wildsten Gedanken stürmten auf den Professor ein. Das längere Zuschauen ward ihm unerträglich. Mit einem Rud' erhob er sich. Wollte er jetzt zur That schreiten?

Dem Paare den Rücken wendend, schritt er einstweilen allein in den Wald und zurück nach dem nahen Felsenmeer.

Da lagen die grauen, riesenhafsten Spent-Trümmer chaotisch durch einander geworfen, in breiter, aufgethürmter Masse am schrägen Hange. Ein einziges todttes Felsgewirr, keine Vegetation dazwischen, höchstens etwas angefeuchtes Moos. Aber ringsum war es umkränzt vom Buchenwalde, der nur unterhalb einen Ausblick über die welligen Fernen, mit einem Kirchdörflein im Vordergrund, frei ließ.

Kein Touristen-Lärm, nur zitternde Mittagsstille herrschte hier jetzt. Es war so geräuschlos, daß der Professor den kullenden Laut des tief unter dem Gesein abwärts rinnenden Quells vernahm und das Klopfen seines Herzens, seines hämmernenden, gequälten Herzens!

Er ließ sich zwischen die Felsen nieder, stützte sein Haupt und sann und sann und kämpfte in der heiligen Waldeinsamkeit einen Kampf mit sich, so schwer wie noch keinen in seinem ganzen Leben. — Und jäh, wie kurz zuvor von der Bank auf dem Felsberg, schnellte er dann wieder empor, strich sich tief aufnehmend durch das graue Haar und ging straff zu dem Plage zurück, an dem er die jungen Leute vorhin verlassen hatte.

Er fand einen gestörten Frieden vor.

Die Beiden saßen am Tische; aber weit von einander. Bleichen Gesichts, mit schweren Augenlidern guckte Luise in ihren Schoß, während Richard verblüffert dreinblickend, ein armes „Nägelsche“ nach dem anderen zerriß, sodas sich schon ein ganzer Haufen von Blüthenfetzen unter seinen zerstörenden Händen angeammelt hatte.

Mit einem Blick errieth der Professor das Vorgefallene. Luise war standhaft geblieben — um feinetwillen! Ihre Seele hatte sie gekreuzigt auf der Bahn der Pflicht. Und unsäglich schwer mußte ihr Werk gewesen sein, da sie das Herz hatte verwunden müssen, welches ihr das meist geliebte war.

Es schien fast, als ob die beiden Männer jetzt ihre Rolle vertauscht hätten. Richards junges Antlitz glüht dem früheren des Professors, während auf Hesses Zügen, bei tiefstem Ernst ein zuberstichtlicher Glanz schimmerte.

„Luise!“
Das junge Mädchen zuckte zusammen, wie am Vormittag, als der Stod gegen die Wälder geklatscht hatte.

„Komm! ich möchte Dir gern Etwas sagen!“
Totenbleich, aber ohne einen Moment zu zögern, folgte sie der Aufforderung.

„Gieb mir Deinen Arm, wir wollen ein wenig in den Wald gehen. Zittere nicht, Kind, Du hast es nicht nötig!“
Allein sie zitterte doch, und ihr sonst so leichter Fuß stieß schwerfällig gegen die Baumwurzeln.

Richard hatte ihnen unsicher nachgeblickt und dann den Kopf zwischen die Arme auf die Tischplatte gelegt, wie wenn er nichts mehr von der schönen Gotteswelt sehen möge.

Der Professor aber geleitete Luise zum Felsenmeer. Dort ließ er sich mit ihr auf demselben Stein nieder, auf dem er vorhin gesessen und sahte ihre kalte Hand. Willenlos duldete sie es.

Sanft hob er an: „Luise, mein Kind! Meiner Liebe zu Dir wirst Du es vielleicht zu gute halten, wenn ich jetzt eine Frage an Dich richte, die ich kaum zu stellen berechtigt bin. Luise — Du und der Richard, Ihr habt Euch lieb — sehr lieb — nicht wahr, mein Kind?“

Das Mädchen ward so überrascht durch diese gänzlich unerwartete Einleitung, daß sie in sprachloser Verwirrung zu dem Professor emporstarrte. Seine Worte stießen gleich mildem Balsam auf brennende Wunde in ihr Herz und schafften eine Stille, wie nach einem urplötzlich verstummten Sturme. Und doch sagte sie es noch nicht, noch fürchtete sie sich vor dem, was weiter käme.

„Vertraue es mir an — ich will Euch beiden ja wohl, Kind!“ drang der Professor in sie.

Unwillkürlich sah sie Luise mit der Hand nach ihrem zurückgebeugten Haupt und ein Leuchten, ein wahres Verklärtsein brach strahlend aus ihren schönen Augen.

Sie stammelte:
„Du — Du — so fragst Du — Onkel?! — Ich dachte — —“
Es war ihr unmöglich auszusprechen, was sie dachte, aber er verstand es, als ob es ausgesprochen sei.

„Mein Kind,“ jagte er leise mit vor Scham bebender Stimme. „Verzeihe, wenn ich Dich in letzter Zeit geängstigt habe. Heute will ich dies wieder gut machen!“

„Onkel! Nicht bitten, nicht bitten! Das thut mir weh!“
„Doch, doch,“ drängte er hastig. „Also Du liebst ihn aufrichtig, ganz aufrichtig, Luise?“

Aus innerster Seele quoll die von den Lippen nur gehauchte Antwort: „Ueber Alles!“

Noch einmal ging ein Zucken über des Professors Gesicht. Und so weit ich beobachtet habe, ist er auch Dir gut, wirklich gut!“

Wieder erglänzten ihre Augen.
„Ja, Onkel, das ist er!“
„Nun, dann sollt Ihr auch glücklich miteinander werden, mein Kind! Es steht nichts mehr zwischen Euch!“
„Onkel!“ schrie sie auf. Und: „Vater, lieber Vater!“ flüsterte

sie hinterher. Und da lag sie auch schon, seinen Hals umschlingend, an seiner Brust und küßte ihn zum ersten Male wieder seit ihrer Confirmation viele, viele Male auf den Mund.

Und der Professor konnte es ertragen; er war geläutert! — Dann entzog er sich ihren Armen und schritt abermals allein zur Felsberg-Höhe, um einen Anderen nach dem Felsenmeer zu schicken, einen größeren Liebhaber des Schicksals, als er war.

Am nächsten Tage sah ein glückseliges Brautpaar, im Gärthchen in der Niederramstädter Straße, neben dem Kollstuhl der Mutter.

Hier unter den blühenden Syringen-Büschen gedachten die Drei in Liebe und Dankbarkeit des Onkels, der sich am frühen Morgen zu einer längeren Fußwanderung nach Amorbach, Miltenberg und dem Speßart aufgemacht hatte.

Weile auf Weile wanderte der Professor an diesem Tage durch die kühlen Waldwellen des Odenwaldes. Er wußte auf verborgenen Pfaden, die noch zahlreicher als gestern in's Gebirge gedrungenen Ausflügler-Scharen zu meiden. Und so allein er wanderte, fühlte er sich doch nicht allein, so einsam das Leben nun vor ihm lag, er fühlte sich doch nicht verlassen, so tief der gewaltige Schmerz in ihm nachzitterte, er besaß trotzdem ein klares, empfängliches Auge für die im Freudenleide prangende Natur. Es war kein verlorenes Pfingstfest für ihn, denn — er hatte sich selbst wiedergefunden!

Kochdruck verboten.

Ein Renntag in Westend.

Skizze von Emile Erhard.

Man könnte glauben in Old-England zu sein, einem Rennen in New-Market oder Epom beizuwohnen. Genau dasselbe Bild! In der Mitte das grüne Feld, durch Hürden, Wälle und Gräben in seinen Bahnen gezeichnet; Tribünen, Musik-Tempel, fliegende Restaurants, Sattel-Platz, Totalisator und das endlos wogende Publicum in rastloser Bewegung. Die Extra-Züge der Eisen- und Pferdebahnen führen unablässig, schon seit dem frühen Morgen, neue Gäste herbei, außer den Omnibussen, Droschken und Equipagen jeglicher Gattung; daneben der Strom der Fußgänger.

Sonnenschein, sanftes Frühlingswehen und kein Staub. Ein Tag wie erlesen für das erwartete Schauspiel. Ich treffe am Totalisator nach den ersten beiden Rennen einen jungen italienischen Musiker, der mit Mascagni nach Berlin gekommen ist und zur Sprach-Aneignung noch einige Monate hier „auszuhalten“ versucht. Er radebrecht das Deutsche schon ziemlich verständlich und meint, die Berliner besäßen weit mehr Sinn für den Sport als für Musik, er hege die Ueberzeugung, daß jeder Deutsche von Natur Sportsman sei, wie jeder Italiener von Natur Musiker; er habe die Berliner hier wenigstens zum ersten Mal animirt gesehen, sonst schauten sie stets „furchtbar ehrbar und gelangweilt herein“, selbst beim „Schoppen“. Die Beobachtung mag richtig sein, aber der Schlaf giebt zu Bedenken Anlaß.

Wenn man jeder Nation ihre Passion zugestehen soll, — dem Italiener die Musik, dem Spanier den Stierkampf, dem Franzosen die Politik, dem Engländer den Sport, — so wird man in Verlegenheit gerathen dem Deutschen gegenüber. Der Sport entspricht seinen Neigungen sicher nicht in dem Sinne des kleinen Italieners. Eine Passion, die ihn aus dem Weise wirft, angeborene oder angewohnte Fesseln bricht, in Enthusiasmus und extravaganter Gebahren aufstammt, kennt der Deutsche überhaupt nicht.

Aber es giebt Etwas, das ihn bis zu einem gewissen Grade entseßelt, ihn berauscht, — ich meine den Frühling.

Der Deutsche ist ein Natur-Schwelger, er hat diese Eigenschaft vor allen andern Nationen voraus — so laß ihm auch die Natur-Freuden zugemessen sind, oder vielleicht gerade deshalb.

Dem Süden fehlt der Frühlingszauber, der Sommer bricht dort in vehementer Pracht und Ueberfülle herein.

Der Deutsche belauscht den erwachenden Frühling, dessen erstes Liebesblinzeln nach der langen Winternacht ihn entzückt. Wie dankbar wird in jedem Jahr das erste Weichen, das Schneeglöckchen, der zarte grüne Birkenfischleier, das erste Schwälbchen begrüßt.

Der Deutsche berauscht sich jedes Jahr an dem Frühlingszauber, der pridelnd wie Champagner auf ihn wirkt, ihn aus seiner Starre löst, sodas er theilnehmen möchte am allgemeinen Werden und sich zu Thaten gedrängt fühlt. Ich habe oft gehört und gelesen, daß im Jahre 1848 die Umsturz-Partei schlechte Geschäfte in Deutschland gemacht hätte, wenn der Frühling nicht ihr Verbündeter gewesen wäre. Die köstlichen, warmen Märztage nahmen Herzen und Köpfe ein, der 18. März, der Tag der Frühlings-Wende, war die rechte Zeit für Extravaganzen, dem Berliner wurde ganz schöpferisch und thatendurstig zu Muth.

Und so ist es auch hier nicht eigentlich der Sport, der die Masse elektrisirt, sondern der Frühling. Er zeitigte die Sport-Passion und giebt daneben der „Sprossenden“ saison und der „knospenden“ Toilette die herrlichste Gelegenheit zur Entfaltung.

Die Beobachtung des Italieners ist demnach bedingungsweise gerechtfertigt, der Berliner giebt sich in lebenswürdiger Zwanglosigkeit der Freude am Sport hin, notabene unter dem Einfluß der köstlichen Aprillsaune des Frühlings.

Die Elemente mischen sich wunderbar. Man sieht die haute-volée, an Exklusivität von der Londoner Aristokratie sonst kaum übertroffen, in directer Berührung mit der Volksmasse, die geldstolze financeo lirt mit dem Bürger und Handwerker in gleichberechtigter Lust und harmloser Freude. Prinzen und Prinzessinnen, Hofdamen und Cavaliere, die Scheinwelt des Theaters und die Speculations-Welt der Mode sieht man ungenirt sich gegenseitig mischern, wenn das Interesse an dem Schauspiel hinter der Barriere momentan befriedigt ist. Am Totalisator versuchen die „Sportliebenden“ aus allen Kreisen ihr Glück und, man könnte wirklich glauben, daß sie Alle sportmäßig gebildet seien, so sicher plaudern sie im „slang“ und so bewandert sind sie in den Chancen der „favorites“. Auf den Tribünen verhält sich das Publicum bei den einzelnen zum Theil recht aufregenden Rennen verhältnismäßig ruhig, es befindet sich dort vornehmlich das feinere, weibliche Con-

tingent, welches von den chaperontrenden Cavalieren, die persönlich dem Schauspiel näher treten, daselbst placirt, in den Pausen zum Promenieren wieder abgeholt wird. Vor der Barriere, wo Vornehm und Gering neben einander um die Stehplätze auf den Stühlen sich drängt, da geht es lebhafter her.

„Cara ist Favorite,“ hieß es beim Auf-Galopp. „Ach wat, jezen Frondeuren kann se doch nich an.“ „Ejal, id halte allemal uf Sydow'n.“ „Papa, ist Wellgunde denn heute nicht dabei?“ fragt ein vornehmer, kleiner Badfisch, das Programm durchforschend, einen älteren Herrn in Civil. Die Antwort kommt von dem Nachbar auf der andern Seite, einem dicken Gesellen von der Wehrgilde:

„Mamsellen, die spart er sich doch vor de großen Preise im Juli, aber halten Se man uf Cara'n, da werden Se och nich rinfallen.“

„Danke schön.“

Und dann bei der letzten Strophe:

„Cara, spate Dir.“

„Der Grüne pulst schon.“

„Er giebt noch nicht Alles her.“

„Bravo, bravo — Blau ist Sieger, das heißt elegant durch's Ziel kommen, keine Hand gerührt.“

„Cara, schäme Dir! Als Zweiter anzukommen, wo ist den halben Wochenlohn uf Dir verwettet habe.“

Bei den Hürdenrennen steigt die Aufregung von Hinderniß zu Hinderniß. „Herrlich, herrlich.“

„Schöner Start.“

„Das ganze Feld zusammen — wie ein Flug Vögel über die erste Hürde!“ Das Feld löst sich bei der großen Schleife.

„Weiß bleibt zurück.“

„Jetzt sind es nur noch Sechs.“

„Da — Roth stürzt!“ — „O weh, Reiter und Pferd bleiben liegen.“

„Sind sie todt?“ fragte ganz blaß vor Schreck der kleine Badfisch und ergreift in der Angst den Arm des dicken Nachbarn.

„Ne, ne, Mamsellen,“ beruhigt dieser, „n Knax werden se wull weg haben, aber dod brauchen se nich gleich sind — er krabbelt ja schon uf, de Stute liejt — det stimmt.“

Wenn sich die Reiter nach Schluß des Rennens im Schritte durch das Publicum nach dem Sattelplatz begeben, um sich abwiegen zu lassen, drängt stets eine „foule“ dem Sieger nach; Vornehm und Gering.

Ich sehe vornehme Damen den Sieger, der mit schlagenden Klauen, geblähten Nüstern, schaumtiefend und aufgeregte aus großen Augen um sich sehend, langsam bewegt wird, lieblosen.

Beim Tippen am Totalisator betheiligen sich die Damen lebhaft.

Und nun zum Schluß noch einige Worte über die „sprossende“ saison und die „knospende“ Toilette.

Die Damenwelt charmit auf das Liebenswürdigste mit dem jungen Frühling und macht ihm recht weitgehende Concessionen. Die Toiletten tragen bereits einen ausgesprochenen Charakter.

Form und Farbe streben das Ungeheuerliche an, wenn auch einige Extravaganzen dem Frühlingssbrauch zu gute zu halten sind.

Für die „Gigot-Aermel“ kann der biedre Hammel beim besten Willen kein Vorbild mehr liefern, sie wachsen in's Riesenhafte.

Die Frühlings-Toilette treibt entschieden exotische Blüten. Es gehörte der Pinsel des seligen Makart dazu, diese leuchtenden Farben und deren Zusammenstellung wiederzugeben. Vorherrschend sind Roth und Grün, ersteres in den merkwürdigen Tönen, aber nie gedämpft, sondern stets schreiend, unter ihnen das alte Magenta-Roth in verschiedenen Nuancen. Beliebte ist auch eine Zusammenfügung von Beige bis zum Gannabrunn mit ganz hellem Grün.

Die Hüte weitern an Ruthwillen mit der übrigen Toilette. Die Flügelform dominiert auch hier. Zwei breitstehende gewaltige Federn in Sammt, Band oder Stoff, dazwischen eine Agraffe und wenigstens drei dünne, aufrecht stehende, schwankende Füllfäden mit je einem dunkelblühenden Knopf als Auge an der Spitze erinnern an den Schmetterling als Voten des Sommers.

Die Damen der Aristokratie sind sämmtlich in hellen oder dunkeln Toiletten aus einfarbigen Tuch- oder ähnlichen Stoffen erschienen und wirken außerordentlich wohlthuend durch ihre vornehme Einfachheit.

Bemerkenswerth ist noch eine Veränderung der Haartracht. Die Stirnlöcher verschwinden mehr und mehr, man darf wieder die schöne, jugendliche Stirne bewundern, außerdem sinkt der Haarnoten von Neuem in den Nacken. Diese Mode stammt aus England und hat ebenfalls den Frühling zum Schöpfer, der die Damen zum Sport und lawn-tennis-Spiel lockt, wobei das Haar am sichersten und bequemsten im Nacken ruht.

Rachdruck verboten.

Sonntagsruhe.

Siehe das Bild auf Seite 73.

Es ist ganz still im Dörflein. Aus der Ferne tönen Orgelklänge herüber, dort ist der Plattler-Bauer nebst seinem Weibe und den ältern Kindern in der Kirche, um dem lieben Gott für alles Gute zu danken, was er dem bescheidenen Plattler-Hof in so reichem Maße beschert hat, nicht viel Reichthum, aber das tägliche Brod, gesunde Körper und fröhliche und zufriedene Herzen.

Ja, ganz still ist's! Nur die Glucke, die eine so gar pflichtgetreue Mutter ist, sieht zuweilen einen unnachahmlichen Laut aus, wenn sie für ihre Küchlein etwas hervorragend Schmackhaftes gefunden hat. Rauchmal trägt sie dabei so stürmisch, daß Dackel unter der Pant in leiser Mißbilligung sein träumendes Haupt erhebt. — Oben auf der Pant des traulichen Hausplätzchens sitzt der alte Nazi, des Plattler-Bauers Vater, im linden Frühlings-Sonnenschein, und läßt die ihm angenehme, nicht immer ganz leichte



Im Frühling. Nach dem Bilde von E. Kavel. — Siehe Seite 80.

Pflicht, das kleine Nessel, sein junges Entleind, zu behüten. Das Nessel befindet sich noch in dem vielleicht unbequemen, doch im Ganzen sehr glücklichen Stadium, in dem man den Menschen in ein Sted-Kleinfeld bündelt, kann aber bereits gewaltig ungebärdig sein und dann „für Sieben schreien,“ wie die Mutter meint. Heute aber darf Großvater seine Pfeife in Ruhe rauchen. Nessel paßt sich durch einen gesunden Schlaf dem allgemeinen Gottesfrieden in glücklichster Weise an. Und der Nazi sieht zufrieden lächelnd auf seinen Angappel herunter. „Selt, Du —“ denkt er, „wenn Du Deinen alten Großvater nicht hättest! — Als erwachsenes Nessel schauen wird er Dich nicht mehr, Du aber laß' Dir dann erzählen, wie lieb er Dich g'habt hat und wie er im Himmel für Dich bitten thut, daß brav bleibst, brav wie Dein Rutterle, Kind!“

Und die Schwalben, die zutraulich oben zwischen Blüten auf der Spalierlange sitzen, scheinen auch ihre Sonntagsruhe zu halten. Sie blinzeln wohl aus ihren runden, schwarzen Keugeln auf Großvater und Enkelin hinunter und dann sich unter einander an, als wollten sie sagen: Auf dem Plattler-Hof ist's halt gut sein. So liebe Menschen hat's hier und wenn wir fortziehen und im Frühling dann zurück kommen, dann bauen wir abermals auf dem Plattler-Hof und halten dann, will's Gott, wieder Sonntagsruhe mit dem alten Nazi und dem Nessel; aber dem Nessel ohne Stedbett!

Im Frühling.

Siehe das Bild auf Seite 80.

Nun hat sich der sanfte Hügel mit einer Fülle von Blumen bedeckt! Die Vögelchen schieben durch die blaue Luft auf die im ersten Grün prangende Pappelgruppe zu. Ein junges Mädchen geht mit zwei Kindern über den Hügel. Das eine der Kinder trachtet, den prunkvollen Falter, der vor ihm über die Blüten gaukelt, in seinem Netze zu fangen. Aber es will ihm nichts thun, nicht den jarten Farbenschnitzel verderben. Hat es das Thierlein in der Nähe vorsichtig im Netze bewandert, erhält jenes die goldene Freiheit wieder. Denn „man darf kein Wesen quälen und Freiheit geht über Alles,“ hat Fräulein Margarethe, die Erzieherin, gesagt. Ja, Fräulein Margarethe weiß es, was es heißt, sich in der Fremde das liebe Brod verdienen zu müssen. Heute aber ist sie so recht in Frühlingsstimmung, sie sammelt einen ganzen Arm voll blühender Dolben, um ihr Stübchen damit zu schmücken, und ihr zweiter Bögling ist befreit, ihr beim Sammeln behilflich zu sein. Die Dolben im Stübchen aber erinnern Fräulein Margarethe dann an die ferne, ferne Heimat und an Jemand, der ihr einst ähnliche pflichten half. O holder Lenz, sähe Zeit der Sehnsucht! Und nur Geduld, Margarethe, Du hast Deine Schuldigkeit gethan, so sauer es Dir oft gemacht wird, Du darfst getroßt in die Zukunft schauen, Dein eigener Lenz wird sicherlich auch noch kommen!



J. A. Wunderburg v. Oldenburg. Karten-Verke und Atlanten aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts haben selten einen so selten Kaufwerth. Der in Ihrem Besitze befindliche Atlas von J. B. Homann, Nürnberg, scheint mit seinen 73 Karten ein unvollständiges Exemplar des großen Weltatlas in 128 Blättern zu sein, dessen erste Ausgabe im Jahre 1716 erschienen ist. Für eine etwaige Verwerthung wenden Sie sich am

besten an die Antiquariate von R. W. Hiersemann, Leipzig, oder J. H. Stargardt, Berlin, Defauerstraße 2. A. V., Wien. — Die deutsche Theater-Frage ist vorwiegend eine Frage der dramatischen Production und wir glauben nicht, wie Sie, daß man die Möglichkeit der Gründung einer Schaubühne erschweren sollte. Wien und Berlin haben eine große Anzahl von Theatern. Trotzdem läßt das Bestehen keines dieser vielen Institute in Frage, wenn die dramatische Production das erforderliche Material an Stücken liefert. England zählt sicher weniger dramatische Autoren als Deutschland, und doch hat London zur Zeit 43 Theater und 189 Musikhallen, die Solo-Scenen und kleine Stücke aufführen. Diese Anstalten beschäftigen 12000 Menschen, gewähren Raum für 250000 Zuschauer und machen recht gute Geschäfte.

D. W., Breslau. — Ihre Abneigung gegen das Glücksspiel ist durchaus begreiflich, aber es wird sich schwer dagegen ankämpfen lassen, so lange es vom Staate sanctionirt wird. Es handelt sich hier um einen sehr alten Brauch. Unseres Wissens fand das erste concessionirte Lotterie-Spiel in Deutschland in Augsburg im Jahre 1446 bei Gelegenheit eines Freischießens statt. Schon vor der preussischen Staats-Lotterie, welche Friedrich der Große nach dem siebenjährigen Kriege in's Leben rief, wurde im Juli 1740 zu Berlin eine Lotterie gezogen, welche nur aus einer Klasse bestand; dieselbe hatte 20000 Lose, deren jedes 5 Thaler kostete, sodah der ganze Einsatz 100000 Thaler betrug. Von den 4028 Gewinnen war der Hauptgewinn ein Haus im Werthe von 24000 Thalern.

A. v. D., Stuttgart. — Daß unser Mädchen-Schulwesen nach vielen Richtungen hin der Verbesserung fähig ist, läßt sich nicht leugnen. Die Amerikaner sind uns auf diesem Gebiete in manchen Beziehungen voraus. Die Fragen z. B. nach der Befähigung von Mann und Frau für Unterricht und Erziehung, nach der Trennung der Geschlechter in der Schule sind von ihnen, wenn vielleicht auch nicht endgültig gelöst, so doch für die Praxis fast an allen Orten mit Entschiedenheit beantwortet. Ueber den Stand der ganzen Mädchen-Unterrichts-Frage informieren Sie sich am besten durch eine soeben erschienene Broschüre: Entwicklung und Stand des höheren Mädchen-Schulwesens in Deutschland. Im Auftrage des Königl. Preussischen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten. Von Helene Lange. Berlin 1893. R. G. Weidners Verlags-Buchhandlung (Hermann Seyffelder).

F. G., Dresden. — Der Name des Monats April wird von dem lateinischen Zeitwort aperire (eröffnen) abgeleitet und würde somit etwa auf den Frühlings-Anfang hindeuten.

A. van D., Rotterdam. — Der Hansom, den Sie im Haag in einzelnen Exemplaren gesehen haben, will sich auch bei uns nicht einführen. Er wird unseres Wissens nur von einer einzigen großen Fabrik, gewissermaßen als Geschäfts-Reclame, benutzt. Der zweirädrige Wagen, den Lord Beaconsfield „Londoner Gondel“ genannt hat, wurde im Jahre 1834 von einem geschickten Architekten Namens Josef Hansom erfunden, der seine Erfindung für 10000 Livres Sterling an eine Gesellschaft verkaufte. In seinem Schanden wurde die Gesellschaft fallit, ehe sie ihm einen Penny bezahlt hatte, und Hansom erhielt niemals den ausbedungenen Preis. Auch weiterhin vermochte Hansom nicht, aus seiner Erfindung irgend einen Nutzen zu ziehen. Seit einiger Zeit hat der Hansonsche zweirädrige Wagen einige glückliche Umgestaltungen erfahren und kämpft mit Glück gegen den „four-wheeler“, den schweren vierwädrigen Wagen, an. Zuerst war der Hansonsche Wagen das Lieblingsgefährt der Jeannette dorée, jetzt wird er auch von der Londoner Geschäftswelt mit Vorliebe benützt.

J. J., Breslau. — Wir sind natürlich nicht in der Lage, Ihnen über die Mietverhältnisse in Chicago während der Ausstellung durchaus sichere Auskunft zu geben. Nach den eingezogenen Erkundigungen sind jedoch die gegen eine etwaige Wohnungsnoth getroffenen Maßregeln außerordentlich umfassend. Man rechnet durchschnittlich auf etwa 300000 gleichzeitige Gäste. Im Durchschnitt dürften folgende Mietpreise für möblirte Zimmer (ohne Kost) für einen Tag berechnet werden: Ein Zimmer, ein Bett, eine Person 5 M.; Doppelzimmer, Doppelbett, eine Person 9 M.; zwei Personen 11 M.; Zimmer mit zwei Doppelbetten, drei Personen 17 M.; Zimmer mit zwei Doppelbetten, vier Personen 22 M. Diese Preise würden nicht zu hoch sein, wenn man bedenkt, daß sie sich nur auf den Aufenthalt von einigen Tagen beziehen.

D. F., München. — Wiederkehrende Sonnen-Finsternisse lassen sich allerdings auf Grund astronomischer Tabellen bis in die graueste Urzeit zurückverfolgen. So ist die Sonnen-Finsterniß, welche am 16. April in Südamerika beobachtet wurde, mit derjenigen identisch, welche im Jahre 800 v. Chr. stattfand und durch damit verknüpfte politische Ereignisse in Aegypten interessant war. In jener Zeit brachen infolge des Umstandes, daß die Sonne nicht zu sehen war, Unruhen in Niniveh aus, und Salmanser II. bemächtigte sich des Thrones, da er des Glaubens war, daß die Götter mit dem zur Stunde regierenden Monarchen unzufrieden wären.

A. R. auf dem Lande. — Daß man, besonders auf dem Lande, die Sonntags-Redigten seines Seelsergerers mit Interesse verfolgt, ist begreiflich. Aber man darf einer etwaigen Wiederholung gegenüber nicht allzu rigoros sein. Existirt doch in dem bigotten Amerika eine Reihe von Instituten, die mit fertigen Kanzel-Reden einen schwunghaften Handel treiben, und selbst in England ist dieser Geschäftszweig ziemlich verbreitet. Ein und dieselbe Predigt wird nur an einen gewissen Ort in einer Stadt verkauft und muß an einem bestimmten Sonntage gehalten werden, sodah keine Entdeckung des Ursprungs derselben gefürchtet zu werden braucht. Der Preis einer solchen Predigt in der Fabrik in London ist von 1 Sh. 6 D. bis zu 6 Sh. — in Philadelphia dagegen von 1 Doll. 75 Cents bis zu 5 Doll.

F. D. im Kaukasus. — Wir sehen hier der Entdeckung neuer Bacillen mit größerer Ruhe entgegen, als Sie im fernem Osten. Nebenbei scheinen sich gerade auf dem Gebiet der Fleck-Typhus-Epidemie große Dinge vorzubereiten. Einer der namhaftesten französischen Mediciner, Du Jardin, hat soeben den entsprechenden Bacillus gefunden. Die Entdeckung hat nicht den Reiz der Neuheit. Schon der bekannte Jemenjer Botaniker Ernst Haeckel wollte sie vor einigen Jahren gemacht haben. Ihm sind verschiedene ausländische Forscher gefolgt, zuletzt noch im vorigen Jahre der in Ihrer nächsten Nähe, in Kasan, wirkende Prof. Sewaschew. Bei jedem seiner Entdecker hat der Bacillus des Fleck-Typhus eine andere Gestalt.